

wurde, das Verhalten des Wachpersonals und auf Lagerordnung, Tagesablauf, Verpflegung und Bekleidung ein. Immer wieder wird die Faktenfülle durch Augenzeugenberichte ergänzt. Weitere Schwerpunkte bilden die Aufnahme und das Lagerdasein, die Zwangsarbeit und das Schicksal der Kinder, die von ihren Müttern systematisch getrennt wurden. Der polnische Staat betrachtete sie als Eigentum und war bestrebt, sie z. B. durch Adoption zu polonisieren, sofern sie überhaupt eine Überlebenschance im Lager oder in Kinderheimen hatten. Andere gelangten durch internationale Suchaktionen nach Deutschland bzw. wurden dorthin abtransportiert. Nicht unerwähnt bleibt das Schicksal der Alten und Kranken sowie der Kriegsgefangenen, die von den Sowjets den Polen übergeben oder, aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen, in Polen festgehalten wurden, um als Arbeitskräfte Wiedergutmachung zu leisten. Vf. thematisiert auch die Verhöre durch den Sonderdienst des staatlichen Sicherheitsdienstes und die Sonderjustiz sowie Aussiedlung, Entlassung und Abtransport und geht schließlich auf die hohe Sterblichkeit, die bewußt in Kauf genommen und provoziert wurde, ein. Es gibt kaum Sterbelisten, die wahren Todesursachen wurden weitgehend verschleiert und die Massengräber unkenntlich gemacht. Trotz des Elends gab es auch – wenn auch wenige – Lichtblicke. Die gesundheitlichen Folgeschäden infolge der Lagerzustände aber sind unübersehbar, und der fast unmögliche Versuch, das Leiden und Sterben auf der Grundlage der dürftigen Quellenlage in Zahlen zu fassen, spricht für sich.

Abschließend unternimmt R. eine vorsichtige Bewertung. Nicht den Handlangern ist in erster Linie die Schuld zu geben, sondern denjenigen, die die Täter gewähren ließen und den „Reduzierungs- und Eliminierungsmechanismus“ (S. 195) willentlich in Gang setzten und steuerten, wobei er eine weit vor dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Kontinuität konstatiert.

Chronologische Übersichten, ein Abkürzungsverzeichnis und eine Auswahlbibliographie mit zahlreichen polnischen Titeln, Fotos, Pläne und Faksimiles, wobei polnischen Dokumenten eine deutsche Übersetzung beigegeben ist, sowie Abstracts in englischer und polnischer Sprache runden diese kenntnisreiche und eindringliche Arbeit gegen das Vergessen ab. *Paul Marcus*

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 37/1999

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Bernhart Jähnig, Zur archivalischen Überlieferung des Polizeipräsidiums Königsberg, S. 1 – *Marianne Kopp*, „Zuflucht im vertrauten, im herben Wind vom Meer“, S. 6 – *Bernhart Jähnig*, Hartmut Boockmann, S. 23 – Buchbesprechungen, S. 28.

Zur archivalischen Überlieferung des Polizeipräsidiums Königsberg

Von Bernhart Jähnig

Ende des 18. Jahrhunderts schränkte sich der ursprünglich weiter gefaßte Begriff der Polizei auf den Bereich der inneren Verwaltung ein, dem die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und der Abwehr von Gefahren im Innern oblag, wie es etwa im Allgemeinen Preussischen Landrecht von 1794 formuliert worden ist. Seit der Umwandlung der preussischen Kriegs- und Domänenkammern in die neueren Regierungen im Jahre 1808 unterstand die Polizei auf örtlicher Ebene diesen Mittelbehörden¹. Mit der Einführung der preussischen Städteordnung in demselben Jahr, die mit dem Namen des Freiherrn von Stein verbunden ist, verloren die Kommunen ihre bisherige Polizeigewalt. Statt dessen wurden in Großstädten wie Königsberg Polizeipräsidien eingerichtet, die als staatliche Behörden den Regierungspräsidenten unterstellt wurden. Das Königsberger Polizeipräsidium blieb dennoch zunächst im Altstädtischen Rathaus wohnen, ehe es 1831 in die vormals Schimmelpfennigsche Tabakfabrik in der Junkerstraße 8 umzog. 1912/14 wurde in der Nachbarschaft der entstehenden neuen Gerichtsgebäude und gegenüber vom späteren Nordbahnhof der Neubau in der Fuchsberger Allee (seit 1929: Stresemannstraße, seit 1933: General-Litzmann-Straße, nach 1945: Sovetskij pr.) 3–7 errichtet².

¹ Vgl. Hans-Jürgen Belke: Die Preussische Regierung zu Königsberg 1808–1850 (Studien zur Geschichte Preußens, 26), Köln, Berlin 1976, S. 21; nur knapp erwähnt bei Klaus von der Groeben: Provinz Ostpreußen, in: Verwaltungsgeschichte Ostdeutschlands 1815–1945, hg. v. Gerd Heinrich, Friedrich-Wilhelm Henning, Kurt G. A. Jeserich, Stuttgart, Berlin, Köln 1993, S. 157, 163 f.

² Vgl. A. Baumgardt: Die ersten 100 Jahre des Königlichen Polizeipräsidiums zu Königsberg i. Pr., Königsberg 1909; Fritz Gause: Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen 2, Köln, Graz 1968, Köln, Weimar, Wien ²1996, S. 339, 632.

Das Polizeipräsidium Königsberg hat in den Jahren 1878, 1914, 1916 und 1922 Akten an das Staatsarchiv in Königsberg abgeliefert. Diese Archivalien wurden 1922 von Max Hein geordnet und verzeichnet³. Einige weitere Archivalien wurden danach Ende der 20er und in den 30er Jahren nachgetragen. Der Bestand erhielt die Signatur Rep. 17. Die archivische Aktenordnung richtete sich nach der zuletzt in der Behörde üblichen Abteilungsgliederung, so daß ältere Akten entsprechend als „Vorakten“ zugeordnet wurden. Die Rep. 17 wurde in folgende Abteilungen gegliedert:

1. Präsidialregistratur mit Akten von 1783–1813
2. Politische Abteilung, „Vorakten“ von 1812–1905
3. Politische Abteilung mit Vorgängen von 1858–1923
4. I. Abteilung mit Akten von 1738–1929
5. II. Abteilung. Diese enthielt „Vorakten“ der Bau- und Feuerpolizei von 1882–1912, weitere Akten der Bau- und Feuerpolizei von 1798–1920, „Vorakten“ in Kirchensachen von 1845–1892, weitere Akten in Kirchensachen von 1812–1921, einen Militariaband von 1864 sowie vier Bände der Sittenpolizei von 1871–1918.

Von diesem Archivbestand ist nur ein kleiner Teil durch rechtzeitige Auslagerung über Grasleben, Goslar und Göttingen nach Berlin gelangt. Bei der Politischen Abteilung sind ein Band über den Museumsverein Königsberg von 1897–1899 sowie zwei Bände über Vorfälle von 1920–1923 zu nennen. Aus der I. Abteilung sind Bevölkerungslisten (1805–1844) und zwei Bände über die politische Zensur (1808–1838) in Berlin benutzbar. Unter den Kirchensachen findet sich eine Reihe von Aktenbänden über die jüdische Bevölkerung (Synagogengemeinde, Schule, Personenstandsfälle) aus den Jahren 1812–1917. Vor allem die Zensurakten sind von der neueren Forschung benutzt worden.

Von den in Ostpreußen verbliebenen Teilen dieses Bestandes ist bisher nirgends etwas aufgetaucht. Das gilt sowohl für das Staatliche Archiv in Allenstein, wohin bekanntlich ein großer Teil der neueren Bestände des Preußischen Staatsarchivs zu Königsberg gelangt ist⁴, als auch für die drei großen Bibliotheken und das Zentrale Staatsarchiv Litauens (früher: Staatsarchiv Neuer Akten) in Wilna, wo Sven Ekdahl hauptsächlich im November 1993 umfangreiche Ermittlungen durchgeführt hat.

Auch im Staatlichen Archiv des Kaliningrader Gebiets (Gosudarstvennyj) Archiv Kaliningradskoj Oblast, kurz: GAKO) sind keine Reste der alten Rep. 17 des Preußischen Staatsarchivs zu Königsberg zu finden gewesen⁵. Dagegen haben sich vermutlich

³ GStAPK, XX. HA Hist. StA Königsberg, Findbuch 305.

⁴ Krystyna Cybulska, Maria Tarnowska: Zasób Wojewódzkiego Archiwum Państwowego w Olsztynie. Informator [Der Bestand des Staatl. Wojewodschaftsarchivs in Allenstein. Führer], Olsztyn 1982. Ob die seit langem angekündigte 2. Auflage hierzu Neues bringen wird, bleibt abzuwarten.

⁵ Vf. hat im April 1996 im Anschluß an eine archivfachliche Tagung, die von der Archivabteilung der Gebietsverwaltung und dem Gebietsarchiv veranstaltet worden war und an der er mit einem Vortrag über die dortigen Bestände aus deutscher Zeit mitgewirkt hat, die Ermittlungen durchgeführt, über die hier berichtet wird. Für Unterstützung im Archiv gilt der Dank insbesondere der stellvertretenden Leiterin, Frau Olga S. Bepalova.

im Dienstgebäude des Polizeipräsidiums in der Stresemannstraße, das die Bombardierungen des Zweiten Weltkriegs überdauert hat, einige Aktenbände gefunden, die dem Gebietsarchiv übergeben wurden. Es handelt sich um Akten, die zumeist heute noch in den alten Stehordnern stecken, deren Feuchtigkeitsspuren stammen vermutlich aus der Zeit unsachgemäßer Aufbewahrung unmittelbar nach 1945. Das Papier der Akten ist weitgehend unbeschädigt geblieben. Diese Archivalien sind durch ein Findbuch erschlossen. Sie haben die Bestandssignatur F. 54. Im Folgenden wird der Inhalt charakterisiert. Dabei wird nicht nur je Aktenband ein knapper Aktentitel wiedergegeben, sondern der teilweise verschiedenartige Akteninhalt entsprechend bezeichnet. In zeitlicher Hinsicht reicht dieser kleine Restbestand von der Zeit des Ersten Weltkriegs bis in die Tage unmittelbar vor dem sowjetischen Sturm auf Königsberg (April 1945), wobei der Schwerpunkt in den Kriegsjahren liegt. Inhaltlich geht es zum größten Teil um Einstellungs-, Beförderungs-, Fortbildungs- und Versorgungsangelegenheiten von Polizeibediensteten. Es handelt sich jedoch um keine eigentlichen Personalakten.

GAKO	Akteninhalt	Laufzeit
F. 54,1		
Nr. 1	Sondergerichtsbarkeit (Disziplinarsachen) für SS und Polizeiangehörige	1939–1944
	Reichsdienststrafordnung, Dienststrafsachen	1932–1944
	Versetzungen, Abordnungen, Überführung in den Revier- und Sonderdienst	1922–1942
	Strafsachen gegen Polizeiangehörige	1945
	Mitarbeit von Angehörigen der Ordnungspolizei in der SS	1943
	Einzelne Disziplinarsachen	1943, 1945
	Gefangenentransporte	1941–1944
Nr. 2	Polizeiverordnungen. Generalia.	1929–1944
	Enthält zahlreiche Sachbetreffe von Beschaffung von Haus- sammelheimern über Bekämpfung des Dirnenunwesens bis zu Verkehrsunfallsanzeigen	
Nr. 3	Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, Durchführung der Bestimmungen, auch für Ruhestandsbeamte und Hinterbliebene. Generalia sowie Listen Betroffener. Beamtenrechtliche Regelungen für Polizeibeamte, auch im Einsatz in den besetzten Gebieten	1933–1945
Nr. 4	Gendarmerie-Obermeister Friedrich Sommerey	1939–1940
	Zahlreiche andere Einzelfälle des Einsatzes von Polizeibeamten	1932–1945
Nr. 5	Kommando der Schutzpolizei. Tagebuch für Geheimsachen. Geschäftstagebuch	1938–1945

GAKO F. 54,1	Akteninhalt	Laufzeit
Nr. 6	Amtsbezeichnungen bei der Polizei. Generalia Darin: Einige Listen von Empfängern verliehener Amtsbezeichnungen	1934–1944
Nr. 7	Führung von Personalakten. Generalia Geschäftsverteilungsplan Darin: Abgabe an das Staatsarchiv, Versendung einzelner Personalakten	1920–1944 1938 1936
Nr. 8	Anlage zum Kriegstagebuch. Tätigkeits- und Erfahrungsberichte Dgl. Nr. 2 Anlage zum Kriegstagebuch. 4 Hefte Bestimmungen zum Führen von Kriegstagebüchern Verlustmeldungen Verlustliste (2 Expl.)	1940–1942 1940–1942 1941–1942 1940 1939–1941 1939–1944
Nr. 9	Volkstumszugehörigkeit von Polizeiangehörigen aus dem vormaligen Polen. Dienstliche Verwendung von einzelnen Polizeiangehörigen Darin: Wehrpaß von Fritz Schönfeldt, * 20. 10. 1907 in Königsberg, Führerschein von 1927	1943–1945
Nr. 10	Kriegsauszeichnungen an Polizeiangehörige Vorschläge für Verleihungen in Listenform Nachweise über Verleihungen	1940–1944 1940–1942 1940–1944
Nr. 11	Anzeigen wegen mangelhafter Verdunkelung	1945
Nr. 12	Sterbefälle und Beerdigungen. „Goldenes Buch“ für Polizeibeamte. Im Dienst verletzte Polizisten Darin: Liste von Beurlaubungen bzw. Abordnungen für Probendienstleistungen des Vollzugsdienstes	1927–1943 1927–1938
Nr. 13	Beförderungen von Angehörigen der Schutzpolizei. Einzelfälle und listenweise Erfassung	1942–1944
Nr. 14	Anstellung von Offizieren der Schutzpolizei auf Lebenszeit. Besteht vorwiegend aus Einzelfällen, chronologisch geordnet	1937–1944
Nr. 15	Einstellung von Mitarbeitern im Reichsluftschutzbund. A–K. Darin zahlreiche Personalfragebögen der Betroffenen	1936–1944
Nr. 16	Grundlegende Erlasse. Generalia. Fürsorge. Aufbau, Organisation, Zuständigkeit. Versorgung. Elternversorgung. Beerdigung, Nachlasssachen	1938–1944

GAKO F. 54,1	Akteninhalt	Laufzeit
Nr. 17	Kassen- und Stellenwesen. Generalia	1939–1944
Nr. 18	Befehlsblatt des Chefs der Ordnungspolizei. Jg. 1. 1944, Nr. 1–44 (mit Lücken, Ordnung gestört, ungeheftet)	1944
Nr. 19	Charakterverleihungen an ausgeschiedene Offiziere, Fürsorge, Einsatzbesoldung, Versehrte, ärztliche Angelegenheiten, Feldpostwesen. Grundlegende Erlasse und Rundschreiben	1933–1944
Nr. 20	Ausbildungslehrgänge für Reserveoffiziere, Abordnungen und Beförderungen	1943–1945
Nr. 21	Meister der Schutzpolizei Fritz Grunwald Revierleutnant der Schutzpolizei Wilhelm Clattberg Musikcorps der Schutzpolizei Königsberg in Warschau Abordnungen zur Ausbildung in Brandenburg/Havel Abordnungen aus dienstlichen Gründen, auch fortbildungs- und verletzungsbedingt	1942–1943 1941–1942 1941–1944 1944 1944–1945
Nr. 22	Schwarzer Stehordner, außen Hoheitszeichen mit Hakenkreuz und Aufschrift: Beamte a. [...] Beförderungen, Lehrgänge für Offiziersanwärter	1944
Nr. 23	Meldung von Auszeichnungen Das Deutsche Kreuz in Gold für Karl Schweitzer EK I, EK II sowie Spange zu EK I und EK II	1944 1939–1944
Nr. 24	Sanitäre Betreuung der Schutzpolizei, Listen der Angehörigen Maßnahmen zur Stärkung der Front. Listen mit Angabe des Tauglichkeitsgrades, nach Jahrgangsgruppen	1945 1944–1945
Nr. 25	Verwendung von Offizieren. Generalia und Einzelfälle, auch Reserveoffiziere	1937–1945

„Zuflucht im vertrauten, im herben Wind vom Meer“

Erinnerung an die Königsberger Dichterin Agnes Miegel

Von Marianne Kopp

Als die Bevölkerung Ostpreußens nach 700jähriger Geschichte deutscher Besiedlung am Ende des 2. Weltkrieges aus ihrer Heimat vertrieben wurde, befand sich auch die Königsberger Dichterin Agnes Miegel unter den Flüchtlingen. An sie und besonders an dieses einschneidende Ereignis in ihrem Leben und Werk soll hier erinnert werden.

„Ich hatte das große Glück, in langer Friedenszeit und in einer Heimat aufzuwachsen, wo man noch ganz unberührt von allem Neuzeitlichen, ganz in alten Lebensformen und Bräuchen lebte. In einem Grenzland, wo alle, auch der Städter, durch Herkunft und Freundschaft dem Land verbunden waren – Land im weitesten Sinn, mit Feld und Flur, mit Herden und Pferden, mit See und Seen – durch eine tiefe, dem heutigen westlichen Denken kaum noch begreifbare mystische Liebe“¹. So schreibt die ostpreußische Dichterin Agnes Miegel rückblickend auf ihre Kindheit und die über sechs Jahrzehnte, die sie in ihrer Vaterstadt Königsberg verlebt hatte, bis mit Krieg, Zerstörung und Vertreibung diese ganze festgefügte Welt zerbrach und unterging. 1879 geboren, hat die Dichterin wechselvolle Schicksalsjahre ihrer Heimat miterlebt und erlitten und wuchs immer tiefer hinein in ihre Zugehörigkeit gerade zu diesem Land hoch im Nordosten Deutschlands. „Anders war diese Stadt, war dieses Land, als ich klein war. Noch waren wir nicht abgetrennt vom Reich, fühlten uns noch nicht wie die immer bedrohten, verarmten Bewohner einer Hallig. In gesichertem Behagen lebten wir hin, in festgefühten Lebensformen, in aller Armut stolz, ein jeder auf sein Preußentum und den festen Platz, den auch dem Bescheidensten von uns seine Kaste gab. Gastfrei waren wir. Und dieses und die Fähigkeit, sich rascher, beweglicher als sonst Norddeutsche in schwere neue Zeit zu schicken, haben wir hinübergerettet aus jenen Tagen des Friedens“². Worte wie diese, die sie fünfzigjährig schrieb, scheinen bereits vorauszuweisen auf die bitterste Prüfungszeit, die Ostpreußen und seinen Menschen bevorstand, und auf ihre Fähigkeit, sogar diesen letzten Weg tapfer und beharrlich zu gehen. Und Agnes Miegel war eine von ihnen, war ihren Landsleuten Schicksalsgefährtin in guten und bösen Zeiten. In etlichen ihrer Dichtungen wird sie zur Stimme des Ostpreußenlandes und seiner Geschicke. In ihrer Sprache bleibt das Land bis heute lebendig.

Am 9. März 1879 wurde sie in Königsberg geboren, in dem ältesten Teil der Ordensstadt, dem Kneiphof, der alten Handelsinsel, in der die Giebelhäuser alter Kaufherren um den roten Backsteindom standen, an dessen Nordwand Kant begraben ist. Sie

¹ Miegel, Agnes: Als ob ich in einen Spiegel blicke, in: Mitteilungen der Deutschen Hausbücherei, Hamburg 1958, ohne Seitenzahlen – auch in: Miegel, Agnes: Alt-Königsberger Geschichten, Köln 1981, S. 218–220.

² Miegel, Agnes: Wie ich zu meiner Heimat stehe, in: Hamburger Correspondent, 9. 3. 1929.

wuchs in einem großen Kreis von Verwandten und Freunden auf. Von ihres Vaters Seite her waren es Kaufleute und Beamte, von der Seite ihrer Mutter Landverwandtschaft, die von den Salzburger Glaubensflüchtlingen herstammten.

Die letzten zwei Jahre ihrer Schulzeit verbringt Agnes Miegel in einem Pensionat in Weimar, wo sie erste Gedichte verfaßt, dann beginnt sie in Berlin eine Ausbildung als Krankenschwester, die sie jedoch krankheitshalber abbrechen muß. Um die Jahrhundertwende begegnet sie in Berlin Börries von Münchhausen, der eine Reihe von Gedichten und Balladen der Achtzehnjährigen in dem von ihm herausgegebenen Göttinger Musenalmanach 1901 veröffentlicht.

„Als ich im Herbst 1897 einen Stoß handschriftlicher Gedichte Agnes Miegels auf meinem Berliner Studentenschreibtisch liegen hatte, wußte ich: Dies ist eine der ganz großen Dichterinnen unseres Volkes. ... das Spezifisch-Geniale ist ohne Entwicklung, keiner Erziehung fähig noch bedürftig.“ So schreibt Münchhausen rückblickend zum 60. Geburtstag der Dichterin 1939 und fügt hinzu: „Nicht mehr wegzudenken ist sie aus der Geschichte Ostpreußens, aber auch nicht mehr aus der Geschichte der deutschen Dichtung“³.

Ebenfalls 1901 erscheint ihr erster eigener Gedichtband bei Cotta, der einiges Aufsehen erregt. Nach einer erfüllten Zeit in England als Erzieherin an einem Internat kehrt sie nach Königsberg zurück, das sie nur noch für kurzfristige Reisen verlassen wird. Elf Jahre lang pflegt sie den alternden, zuletzt erblindeten Vater bis zu seinem Tod 1917, die kranke Mutter stirbt 1913. In dieser Zeit entstehen nur wenige neue Gedichte und Balladen, da der drückende Alltag nahezu all ihre Kräfte fordert.

Dann muß sie, bald vierzigjährig und nun allein, ein ganz neues Leben beginnen. Ein Broterwerb findet sich schließlich bei der Zeitung, wo sie nach einem Lehrlings-einstieg Schriftleiterin wird und jahrelang regelmäßig Berichte erstattet, Betrachtungen und schließlich auch Erinnerungen aus ihrer Kinderzeit schreibt. Als Dichterin aber gewinnt Agnes Miegel durch die journalistische Arbeit den Weg zur Prosa. So erscheint 1926 ihr erstes großes erzählerisches Werk, „Geschichten aus Altpreußen“, historische Erzählungen um verschiedene Epochen in der Besiedelung Ostpreußens.

Nun folgen weitere lyrische und immer mehr epische Buchveröffentlichungen in kurzen Abständen. Nur noch nebenberuflich schreibt Agnes Miegel für verschiedene Zeitungen, denn ihr öffentliches Ansehen als Dichterin wächst, und mit dem fünfzigsten Geburtstag erhält sie einen Ehrensold der Provinz Ostpreußen und damit die Grundlage für freies dichterisches Schaffen ohne drückende finanzielle Sorgen. 1924 wird ihr die Ehrendoktorwürde der Königsberger Universität Albertina verliehen, nach dem Kleistpreis wird sie mit dem Herder-Preis und dem Ehrenbürgerbrief der Stadt Königsberg ausgezeichnet, schließlich erhält sie 1940 den Goethepreis der Stadt Frankfurt.

An äußeren Ereignissen gemessen, mag ihr Leben still verlaufen sein, eine unendlich reiche Innenwelt jedoch öffnet sich in ihrer Dichtung. Visionär erfaßt sie fernste Ver-

³ Eugen Diederichs (Hrsg.): Agnes Miegel. Stimmen der Freunde zum 60. Geburtstag der Dichterin 9. 3. 1939. Jena 1939, ohne Seitenzahlen.

gangenheiten und fremde Welten, Zusammenhänge von Tod und Traum, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Manche Dichtung strömt ihr zu im Traum, so daß sie sie fast wie nach innerem Diktat niederschreiben muß. Aber sie arbeitet auch überaus fleißig und schöpft vieles aus ihrer umfassenden, ständig durch Lektüre erweiterten Allgemeinbildung. „Ich bin kein Verstandesmensch“, erklärt sie in einem Brief 1958, in dem sie auf Wunsch der Deutschen Hausbücherei Auskunft über ihr dichterisches Schaffen gibt, „ich bin kein Intellektueller, kein nach Überlegungen und festen Plänen Schaffender, so sorgfältig ich dann auch arbeite, wenn die Gestalten, die mich jahrelang erfüllten, nun auch die Gestalt gewinnen, die ich ihnen als Gedicht oder in einer Erzählung geben kann. Sie ergreifen Besitz von mir – nicht ich von ihnen. ... So war mir das stille Geleit meiner Gestalten nicht verwunderlich, wenn ich auch nie darüber sprach. Auch daß sich zu den ersten immer mehr und mehr andre einfanden, die ich liebte und deren Schicksal mich fast noch mehr wie das eigne Leben erfüllte, und daß zeitweise der eine oder andre dieser Gefährten mich ganz besonders erfüllte – auch das erschien mir viel zu selbstverständlich, um es je zu erwähnen. Nur daß ich in dieser Welt die wohl am meisten liebte, die irgendwie mit dem Reich der Tiere oder der stummen Kreatur verbunden waren, wie auch heute noch, im Alter, mir alle Tiere, alle Blumen und Bäume (ja, jetzt noch deutlicher als damals) gar nicht so andersartig scheinen, sondern geschwisterlich verwandt“⁴.

Die Ballade „Die Fähre“ entstand kurz nach dem ersten Weltkrieg auf einer Reise ins Memel-Delta, mußte und konnte nur dort geschrieben werden, im Roten Krug von Tawellningken. Sie erzählt wie eine Sage von der Überfahrt und dem Abschied eines geheimnisvoll unsichtbaren Volkes. Die Fährfrau und der Knecht vernehmen nachts den Ruf „Hol über“, aber am gegenüberliegenden Ufer ist niemand zu sehen. Trotzdem nötigt die Frau den verängstigten Knecht zur Arbeit, in preußischer Pflichterfüllung läßt sie niemanden vergeblich rufen. Dann aber vernimmt sie auf der schwer beladenen Fähre von den Unsichtbaren Worte, Fragen und Antworten, die Gütiges aussprechen.

„Was ist für Götter und Menschen Glück?
Das Glück dem keines gleicht?“

„O das ist: den eignen Boden sehn
soweit das Auge reicht!
Und Gruß und Rede hören
wie altvertrautes Wiegenlied,
Und Wege gehn wo jeder uns
wie Kind und Bruder ähnlich sieht!“

„Und was ist allerschwerste Last?
Was ist ewige Pein?
Was ist den Kindern der Ebne verhaßt
und wird es immer sein?“

⁴ Wie Anm. 1.

„Von der Heimat gehn ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
Und unstät zu schweifen ist allen verhaßt,
die die grüne Ebene gezeugt!“⁵

Damit erfaßt Agnes Miegel bereits unbewußt vorausahnend den eigenen Abschied von der geliebten Heimat, und so gehören gerade diese Verse zu den am häufigsten zitierten in den Jahren nach dem Krieg, sprechen sie doch unzähligen Heimatvertriebenen aus der Seele.

Als Agnes Miegel in den 20er Jahren immer mehr zur Dichterin Ostpreußens wird, nennt man sie schon verschiedentlich mit dem Beginn und Titel eines ihrer Ostpreußen-Lieder „Mutter Ostpreußen“⁶, ein Name, den ein Vierteljahrhundert später ihre Landsleute wieder aufgreifen und liebevoll verehrend weitertragen, weil sie Trost darin finden. In den letzten Jahren des 2. Weltkrieges wird Agnes Miegel, die das zweite Gesicht ihrer Vorfahren geerbt hat, zunehmend von Visionen und Träumen heimgesucht. Nach den verheerenden Bombenangriffen auf Königsberg im Sommer 1944 versteht sie auf einmal einen dreißig Jahre zurückliegenden Traum, in dem sie ihre Vaterstadt ohne Kirchen gesehen hat⁷.

Wie die Dichterin während des Krieges unermüdlich unterwegs ist, um auf beschwerlichen Lesereisen den Menschen Halt und Mut zuzusprechen, so wird sie noch im Advent 1944 in der zerstörten Stadt zu einer letzten öffentlichen Lesung aufgefordert. Im dicht besetzten Schauspielhaus spricht sie zum Schluß ihre bewegenden neuen Verse, „Abschied von Königsberg“, die im mythischen Bild und in der grausigen, unfassbaren Wirklichkeit dem lähmenden Schmerz Worte verleihen und doch im Untergang noch das Lebendige, das Bleibende und Unzerstörbare sehen, glauben, beschwören.

Abschied von Königsberg

*Es forderte zum Fackeltanze Dich,
Gekrönte Vaterstadt, der grimme Tod.
Wir sahn von seinem Mantel Dich umloht
Und hörten, wie bei Deiner Türme Neigen
Die Glocken sangen Deinen Todesreigen
Und sahen wie Dein Angesicht erblich.*

...
*O Stadt, umtobt vom Kampf; durchwühlt von Leid, –
Wir wandern fort aus den zerstörten Gassen,
Doch wissen wir, die weinend Dich verlassen:*

⁵ Miegel, Agnes: Gedichte und Spiele, Jena 1920, S. 49.

⁶ Miegel, Agnes: Herbstgesang, Jena 1932, S. 17–19 (dort noch unter dem Titel „Ostpreußen“, erst später in „Mutter Ostpreußen“ geändert: A. M.: Gesammelte Werke, Bd. 1, Gesammelte Gedichte, S. 131–134).

⁷ Pioreck, Anni: Agnes Miegel. Ihr Leben und ihre Dichtung. Köln/Düsseldorf 1967, S. 219.

*Wenn unsre Augen Dich nie wiedersehn,
Wenn wir vergehn
Mit unserm Blut, mit unserm Hab und Gut, –
Daß noch in Dir, o Mutter, Leben ist,
Und daß Du, Königsberg, nicht sterblich bist!*⁸

Am 27. Februar 1945 kommt dann der endgültige Abschied. Zusammen mit Elise Schmidt, die ihr seit 1919 den Haushalt geführt hat und ihr in allem wie eine Tochter zur Seite stand, wandert sie noch einmal durch die Trümmer und den Schutt der zerstörten Stadt zum Hafen. Der einzige wieder freigewordene Weg aus der umzingelten und belagerten Stadt führt auf dem Pregel ins vereiste Haff und dann durch das Pillauer Tief in die Ostsee. Über die schneeerwehte Nehrung zieht noch immer die große Passion ostpreußischer Flüchtlinge, und über die Ostsee führen die Schiffe fast zwei Millionen Menschen aus Ostpreußen, Danzig und Pommern nach Westen in der letzten gigantischen Rettungstat der deutschen Marine. Eine von diesen fast zwei Millionen ist Agnes Miegel. Ihre Biographin Anni Piorreck berichtet, wie sie auf diesem Weg zum Schiff auch an die Erlebnisse ihrer Vorfahren dachte, die das gleiche Schicksal der Vertreibung tragen mußten. Und doch fragte sie sich, ob es richtig sei, daß sie sich nun doch dem Befehl des Stadtkommandanten gebeugt hatte und mitging, anstatt zu bleiben, wie sie es vorhatte – um mit der Stadt unterzugehen, wie so viele andere, die geblieben sind⁹.

Zwei kleine Erzählungen von Agnes Miegel schildern etwas von ihrem Erleben dieser Flucht über See. Auf dem Schiff von Königsberg nach Danzig-Neufahrwasser erscheint ihr ein freundliches Besatzungsmitglied, ein Smutje, wie der heilige Christofferus, der das Christkind durch die Flut trägt. In einer beängstigenden Sturmnacht, als viele der Flüchtlinge auch noch unter der Seekrankheit leiden, vermittelt ihr eine fürsorgliche, Anteilnehmende Geste von ihm etwas wie Behagen und Trost, beinahe gläubige Geborgenheit¹⁰.

Am 2. März geht es mit dem Schiff „Jupiter“ weiter. Der Dichter Walter Scheffler, der ebenfalls auf diesem Schiff war, schildert diesen Weg: „In Neufahrwasser kamen wir auf das große Flüchtlingsschiff Jupiter. Und wir fuhren, fuhren und wußten nicht wohin. Auf der Reede von Swinemünde ließ der Kapitän Anker werfen, man mußte auf Geleit und Weisung für die Weiterreise warten. Es wurde ein langes, quälendes Warten auf dem stillstehenden, überfüllten Schiff. Immer noch mehr Flüchtlinge von da und dort waren an Bord gekommen, vom Deck bis zum Kiel eine dichtgedrängte, vom Schicksalssturm zusammengewehte Masse Mensch, betäubt vom unerhörten Geschehen, in einer von den meisten noch nicht ganz begriffenen Not. Die Angst, der Trieb, das Flämmchen Leben vor heranschleichenden bösen Gewalten zu retten, lähmten das Weiterdenken. Nur vorwärts, vorwärts in größere Sicherheit! Aber das Schiff

⁸ Miegel, Agnes: Du aber bleibst in mir. Flüchtlingsgedichte. Hameln 1949, S. 6–7.

⁹ Piorreck (wie Anm. 7), S. 221–222.

¹⁰ Miegel, Agnes: Christoffer auf dem Flüchtlingsschiff, in: Niedersachsen, Zeitschrift für Heimat und Kultur. 50. Jg., März/April 1950, S. 191–193.

stand beharrlich fest im Meere, nicht weit von uns entfernt ragten drei Masten flutumpült aus der See. Was mochte da geschehen sein? So verging schon eine Woche. Zeit und Stunde, Tag und Nächte schienen zu grauer Zeitlosigkeit zusammenzurinnen. ... An einem Mittag plötzlich Fliegeralarm! Über Swinemünde ging ein Bombenregen hernieder. Schnell ließ unser Kapitän die Anker lichten und wagte die Weiterfahrt durch die minenverseuchte See. Unser Schiff hatte sich eben in Bewegung gesetzt, da sausten nahe unserem bisherigen Ankerplatz ein paar Bomben in die Flut. Wir waren in letzter Minute entkommen ...“¹¹

Agnes Miegel schildert in ihrer Erzählung „Im Morgenrot“, wie ihr nun ein alter Wunschtraum auf gespenstische und zugleich trostvolle Weise in Erfüllung gegangen ist, nämlich einmal die Insel Rügen zu sehen.

Vor wenigen Stunden erst waren wir den apokalyptischen Reitern entronnen, deren Bomben auf den brennenden Hafen niederstürzten, auf die versinkenden Schiffe, die Prähme und Boote der Reede. Nun glitt unser Schiff ruhig weiter durch den weißen Morgennebel, der uns gnädig verbarg. ... Friede war in diesem weißen Eingesponnen-sein, der das Herz mit Ruhe erfüllte. ... Und auf einmal lag vor uns eine hohe Steilküste, waldgekrönt wie unsre, aber höher als ihre wetterzerrissenen Lehmschluchten. Und diese Küste leuchtete in unirdischem Glanz, angestrahlt von rötlich goldnem Morgenlicht auf ihren weißen Hängen, – schönste, letzte, ersehnteste Küste des Vaterlandes, heilig auch für meine Augen, Gruß und Abschied des deutschen Ostlandes, jäh wieder im Nebel versinkend – für immer.

Und da, als ich still an der Reling stand in der erwachenden Unruhe des Flüchtlingsschiffes, unter den Menschen, die wie ich nicht wußten, wohin sie fuhren, nur das eine, daß sie fortgegangen waren von der Heimat, – als ich in den weißen Nebel starrte, hinter dem die herrliche, nie zu vergessende Küste versank, die ich seit Kinderzeiten sehen wollte –, da verstand ich den Vers:

*Ich trank in vollen Zügen das Leben und den Tod
Am Königsstuhl zu Rügen im ersten Morgenrot!*¹²

Einen Tag danach, am 14. März 1945, legt das Schiff in Kopenhagen an. Das Exil beginnt.

Zunächst wohnt sie mit Elise in einem Lager des kleinen jütländischen Städtchens Grindsted, bis am 30. Mai 1945 dieses Lager aufgelöst wird und alle Flüchtlinge nach Oksbøl kommen, wo auf unfruchtbarem Heideland aus ehemaligen Kasernen-Baracken eine riesige Flüchtlingsbarackenstadt entsteht, in der etwa 40.000 Heimatvertriebene lange Zeit interniert werden. Agnes Miegel und Elise bleiben dort bis Ende Oktober 1946.

Dort in Dänemark erleben sie aus der Ferne, über Wehrmachtsberichte und Gerüchte, das Kriegsende in Deutschland und begreifen allmählich das Ausmaß der Ka-

¹¹ Scheffler, Walter: Flucht über See, in: Leben was war ich dir gut. Agnes Miegel zum Gedächtnis. Stimmen der Freundschaft und Würdigung, hrsg. von Ruth Maria Wagner, München 1965, S. 107–108.

¹² Miegel, Agnes: Gesammelte Werke, Bd. 5: Aus der Heimat, Köln 1954, S. 329–333.

tastrophe, ihre eigene Blindheit und Arglosigkeit der letzten Jahre, Irrtum und Versäumnis. Unzählige Flüchtlinge sterben in den ersten Monaten, darunter auch viele Kinder. Von Kriegsende bis zum April 1946 ist jede briefliche Verbindung mit den Menschen im Rest-Deutschland abgerissen, Agnes Miegel ist wie alle anderen in tiefer Sorge und Unruhe über das Schicksal der ihr nahestehenden Menschen. Die Vertriebenen sind hier gerettet und geborgen, haben torfgeheizte Räume, satt zu essen und werden medizinisch versorgt. Aber als „ungebetene Gäste“ sind sie auch Gefangene, leben hinter Stacheldraht in einer engen, eingeschlossenen Umwelt und dürfen nicht über ihr Bleiben oder Gehen bestimmen.

Agnes Miegel teilt all dies mit ihren Schicksalsgefährten, verzichtet auf jede ihr angebotene Ausnahmestellung. Ihre Anwesenheit im Lager Oksböl gibt ebenso wie auf dem Schiff manchen andern ein Gefühl der Sicherheit und des Schutzes.

Die Nähe von Dünen, Strand und Meer ist nur zu ahnen, bleibt den Lagerbewohnern unsichtbar, schmerzlich abgeschnitten sind sie sogar von der umgebenden Natur, bis auf den Kiefernwald, der rund um das Lager steht. In Agnes Miegels Briefen aus Oksböl ist dies ein wiederkehrendes Motiv, wie sehr sie die Dinge der Natur wahrnimmt und vermissen muß.

„Und ich liebe die Kiefern doch so. Neulich rauschten sie abends, daß es ganz so klang, als wäre gleich dahinter der Strand! Unser Strand daheim – auch der Abendhimmel war so herrlich, klar und rosengeflockt. – Ich bin täglich neu dankbar daß ich das sehn kann!“ (23. 5. 46 an A. P.) – „Von Heide, Strand und Seebucht kenne und ahne ich nichts, da ich es nie sah – als wir ankamen, wars spätabends. ... Wie ich vom Holunder las, den ich so unbeschreiblich liebe – er ist für mich Mittsommer! – da flossen meine Tränen, ach, und noch einmal eine blühende Linde zu sehn!! und die Bienen darin zu hören, wie wäre das herrlich!“ (26. 6. 46 an H. G. v. M.) – „Draußen jagen die Wolken im Sturm, ich bilde mir ein, daß die Luft nach See riecht. So kann ich denken, wie nahe sie sein mag, die ich nie sehn werde.“ (7. 7. 46 an H. G. v. M.) – „Ich war ein paar Stunden draußen in Heide, Dünen und am Strand dank großer Freundlichkeit einer Ausgeherlaubnis. Das reicht für lange, ein Wunsch wurde mir erfüllt und gestillt, ich bin vollgesogen von Erinnerung daran, und es ist, als ob damit ein Teil Heimat-erinnerung versank, als hätte ich mit dem Schluck Seewasser Lethe getrunken. – Ich leide weder an Heimweh noch an Freiheitssehnsucht wie viele andere, bin immer nur dankbar für alles, was ‚mein einst war!‘ – sehe es aber genauso an wie die Erinnerungen an frühere Existenz. ...“ (31. 8. 46 an A. P.)¹³

Das Heimweh aber, das sie äußerlich gefaßt zurückdrängt, bricht hervor in ihren Versen dieser Zeit. Da ringt der fassunglose Schmerz um die verlorene Heimat nach Worten, die stellvertretend aussprechen, was alle empfinden. Tief beeindruckend ist die stille Schlichtheit vieler dieser Verse, ihr volksliedhafter Ton.

¹³ Miegel, Agnes: O Erde Dänemarks. Gedichte und Briefe aus Oksböl. Mit einer Einführung von Marianne Kopp. Jahrgabe 1997 der Agnes-Miegel-Gesellschaft, Bad Nenndorf 1997, S. 23, 31, 33, 36.

Sand

*Daheim am Dünenstrand,
Wo die Brandung braust,
Spielt ich als Kind
Mit dem glänzenden Sand.
Aus der braunen Faust
Trug ihn der Wind.*

*„Dies trink ich, dies eß ich.
Keinen vergeß ich, –
Dieses verschenke ich, – –“*

*So sang ich als Kind.
Oft daran denk ich
In dem fremden Land,
Wenn nachts der Wind
Durch die Kiefern saust.
Heimat und Lieben,*

*Was ich ersonnen,
Was ich geschrieben, –
Was ist geblieben? – –*

*Ist alles zerronnen,
Wie der Sand
Aus des spielenden Kindes Hand.¹⁴*

Immer wieder sind es die Eindrücke der Natur, die ihr jähe Lichtblicke schenken, die ihr aber auch allzu oft die Ferne von der Heimat und das Unabänderliche bildhaft vor Augen führen. So ein Umschlagen der Stimmung oder eine Doppeltheit der Naturbedeutung findet sich oft in ihrer Lyrik aus den ersten Monaten und Jahren nach der Vertreibung.

April in Oksböl 1946

I.

*Es stürmt der Wind so österlich
Durch unsres Lagers Kiefernwald.
Der rüttelt sich und schüttelt sich
Bis fern am Weg das Wehn verhallt.*

*Und hoch im blauen Frühlingslicht
Jagt möwenweißer Wolken Flucht
Über ein Land, das kennt uns nicht,
Um eine fremde Bucht.*

¹⁴ Wie Anm. 8, S. 10.

*Es schmeckt die Luft so herb und klar
Nach Harz und salz'gem Brandungsschaum,
Als wäre alles gar nicht wahr
Und nur ein dunkler Wintertraum.*

*Als müßte durch den sprühenden Sand
Ich laufen froh und sonnenblind
An unsre See, an unsern Strand
Wie einst als Kind.*

II.

*Blühende Kätzchen am Grabenrand
Im blassen Nachmittagslicht
Haben mich festgebannt.
Wischt meine Hand
Tränen von meinem Gesicht.*

*In dem verlassenen Land
Fern überm Meer
Blüht ihr am Ackerrand.
Aber das Feld steht leer.
Wehen nur Sand,
Asche und Staub drüber her.*

*Hallt nicht mehr im Osterwind
Geborstener Glocken Lied,
Streift nirgends weißblondes Kind
Durchs raschelnde Ried
Dort, wo die Kätzchen stehn
Im Land, das wir nimmermehr sehn!¹⁵*

„Als wäre alles gar nicht wahr“ – der vertraute Seewind schafft eine Verbindung zur Heimat, zu Kindheitserinnerungen, zur Traumgeborgenheit in Bildern der Vergangenheit. Und die frischen, blühenden Kätzchen sind imstande, die Betrachterin festzubannen, bis sie wie aus einem Traum erwacht und an ihr verwüstetes Land denken muß. Solche Gegenwart, die ihre Sinne berührt, ist aber mächtiger als der Schmerz und vermag Trost zu spenden, vermag wenigstens vorübergehend heilend zu wirken. Einmal sieht sie ein dänisches Kind vor dem Lager in einem Garten spielen, es ist ganz versunken in sein Spiel und nimmt sie kaum wahr, aber ihr bleibt sein Bild im Herzen, rührt sie an und stillt auf wunderbare Weise ihr Heimweh. Wahrscheinlich gewinnen die Gestalten der Natur sogar an tieferer Bedeutung, da sie ihr jetzt nur so spärlich erfahrbar ist und doch immer in ihrem Denken und Fühlen verankert, seit der frühesten Jugendliryk ein festes Thema ihrer Dichtung, ihres Wesens. Man denke nur an die Ver-

¹⁵ Wie Anm. 13, S. 17–18.

se „Cranz“ oder an die mütterlich beseelten Ostpreußenbilder. Jene Mythisierung von damals tritt nun zurück, aber in den schlichtesten Worten spürt man die Verbundenheit noch inniger.

Trost

*Gealtert, arm, verbannt, vom Heimatstrand vertrieben,
Hab ich erst recht erkannt, was mir an Trost geblieben:*

*In dürrem Heidefeld der Kiefern ernstes Grün,
Aus moorigem Grund und Sand der Blumen goldnes Blühn, –*

*Der grauen Wolken Zug und buntes Wunderspiel,
Der Vogelschwärme Flug nach fernem Wanderziel, –*

*Ein Finkenlied, das quillt aus blassem Morgengrauen
Und meine Seele füllt mit gläubigem Vertrauen.¹⁶*

Bis ins hohe Alter klingen solche Motive immer wieder auf, der Trost, den sie in der Freude an den kleinen Dingen der Natur findet, in der ewig-lebendigen Schönheit der Pflanzen- und Tierwelt, in mancher auch nur ganz flüchtigen Begegnung mit Kindern und in der Gewißheit, daß solche ursprüngliche Lebensfrische immer da sein wird und immer neu ist.

Wie ihre Gedichte im Lager abgeschrieben und von Hand zu Hand weitergereicht werden, weil man Verstehen und Trost darin findet, so schreibt die Dichterin manches nun ganz bewußt für ihre Schicksalsgenossen, denen sie mit ihrer Gabe helfen möchte. Es sind wohl auch kunstlose Gelegenheitsverse darunter, zuweilen recht gewollte Versschöpfungen, die dichterisch hinter ihren anderen Werken zurückstehen. Manches hingegen trifft ganz ins Mark und ist so gelungen wie das Gedicht, das sie im Sommer 1945 über die mehr als viertausend kleinen Flüchtlingskinder schrieb, die schon vor dem 5. Mai in Dänemark starben. Das Gedicht „verweilt in tiefer Innerlichkeit bei den Kindern, die in Dänemarks Erde ihre letzte Ruhestätte nach einem kurzen unfriedlichen Leben gefunden hatten. An einem Sommerabend sprach sie das Gedicht im Saal des Lagers für eine große und andächtig lauschende Versammlung von Menschen, die wie sie selbst von den harten Schlägen des Schicksals getroffen waren, und die durch ihre Kunst fühlen konnten, daß Worte nicht arm sind“¹⁷.

O Erde Dänemarks!

*O Erde Dänemarks, die Zuflucht uns geboten,
Gib letzte Ruhstatt unsern müden Toten!*

*Wir wollen nichts für sie aus Deiner Fülle
Als diesen kienenen Sarg und diesen Sand.*

¹⁶ Wie Anm. 8, S. 16.

¹⁷ Gammelgaard, Arne: Ungebetene Gäste, Leer 1994, S. 181.

*Nimm in Dein Dunkel die zerquälte Hülle,
Vom Sturm des Krieges zu Dir hergetragen,
Verweht wie welkes Herbstlaub überm Land.*

O Erde sanft wie einer Greisin Hand!

*Sie hörten tröstlich noch auf ihrem Schragen
Der Kiefernwipfel Rauschen, wie am Strand
Daheim den Dünenwald. In ihre letzten Träume
Ging Deiner Seeluft Atem. Und sie sahn
Noch einmal unzerstört vertraute Räume.
Und sie vergaßen Trennung, Blut und Brand.
Und alles war wie in vergangnen Tagen.
Und durch die stumme Nacht –
Als hätte wer die Türe aufgemacht –
Klang fernher einer heisren Dorfubr Schlagen.
Es rollte von der Straße wie ein Wagen,
Es klirrte leis wie Sense an der Wand,
Und alles ward vertraut und wohlbekannt.
Aufglomm's, wie einer weißen Kerze Schein –*

*„O guter Nachbar, reich mir Deine Hand!
Du riechst nach Acker. Leise tratst Du ein.
Gut, daß Du da bist!“*

Und sie schliefen ein!

*

*O Erde, sieh, nur unsre Herzen weinen.
Nimm hin, Barmherzige, unsre armen Kleinen!
Du hast mit Milch und Brot sie mild gespeist,
Nun wieg' sie ein! Denn sie sind ganz verwaist.
Von allzuviel Erleben ruhn sie aus,
Ein frostverbrannter Anemonenstrauß.*

*Über der Heimat, die sie nie gekannt,
Stand Blut und Brand.
In kurzen Wiedersehens Rausch gezeugt,
Getragen auf verschneiten Wanderwegen –
Ach, Not nur hat sich über sie gebeugt,
Haß sie verflucht. Es war ihr erstes Regen
Entsetzen bei dem Heulen der Sirenen,
Und Flüchtlingsschiffe waren ihre Wiegen.
Sie trugen schwer in sich der Mutter Tränen,
Sie wußten nicht, wie ruhig Kinder liegen
Im weißen Krippchen, sanft daheim umsorgt.
Dach, das sie schirmte, war wie Kleid geborgt.*

*Du, Erde, wardst der Kleinen Heimatland,
Sie haben Dich als Mutter nur gekannt.
Spiegelnd wie Wasser warf erwachender Blick
Nur Deiner Wolken Wanderzug zurück.
Unschuldiger Mund trank dürstend Deine Labe,
Unschuldige Hand griff tastend Deine Gabe,
Und Deine Sonne war das erste Glück,
Das einzige, Erde, das sie hier gekannt!*

*O Erde Dänemarks, die Zuflucht uns geboten,
Wir lassen Deinem Frieden unsre Toten.
Aus Deiner Hut kann nichts mehr sie vertreiben.
Wir müssen weiterwandern. Sie nur bleiben
Und gehn wie Kind vertrauend in Dich ein,
Und werden Staub von Deinem Staube sein!¹⁸*

Mit unermüdlichem Fleiß bleibt Agnes Miegel ihrem Dichteramt treu. Der tiefe Lebenschnitt stellt eine Zäsur in ihrem Werk dar, doch nahezu ungebrochen bleibt ihre Schaffenskraft, der Drang zum Schreiben.

Den Verlust eines Koffers mit unveröffentlichten Manuskripten, der in den Wirren der Flucht verloren ging, verwindet sie nie. Dies zu verlieren, war ihr bitterer als der Verlust aller anderen irdischen Habe, und immer wieder hat sie versucht, etwas davon aus dem Gedächtnis noch einmal zu schreiben, meistens aber vergeblich. Und doch notiert sie in ihrem Tagebuch neue Träume, Visionen, Schaffenspläne oder exzerpiert Interessantes zu verschiedenen Themen aus Büchern oder Vorträgen, wo immer sie Gelegenheit dazu findet. In diesen Notizen und in den neu entstehenden Erzählungen scheint sich die Dichterin vollkommen aus der leidvollen Gegenwart zu lösen und schweift frei in ferne Zeiten, Länder und Kulturen. „Der Ruf“¹⁹, eine Erzählung vom Tod des Odysseus in der turkestanischen Wüste, „Der Rosenbonbon“²⁰, eine Rokoko-Anekdote aus dem türkischen Ungarn, oder „Die Blume der Götter“²¹, die im Aztekenreich spielt, all dem ist nicht anzumerken, unter welchen Verhältnissen und in welcher persönlichen Lebenssituation es geschrieben wurde. Je enger und abgeschlossener die Welt der Internierten im Lager ist, um so weiter reicht ihre dichterische Phantasie hinaus um die ganze Erde; je eintöniger das persönliche Leben, um so farbiger und bunter werden die Schauplätze ihrer Geschichten. – Einen Teil dieser in Oksböl geschriebenen Erzählungen gibt sie einem Vertreter des Roten Kreuzes mit, der die Lager besucht, und schreibt: „Ich zittere, wie ich das alles mal über die Grenze bringen werde, da Schriftliches abgenommen wird; will Kommandantur, Lager und politische

¹⁸ Wie Anm. 8, S. 21–23 bzw. Anm. 13, S. 9–10.

¹⁹ Miegel, Agnes: Die Blume der Götter, Köln 1949, S. 5 ff.

²⁰ Ebd., S. 87 ff.

²¹ Ebd., S. 149 ff.

Leitung um Ausweise bitten, daß ich es gleich zurück- oder gleich mitbekomme, ebenso die wenigen meiner Bücher, die ich hier durch Schenkungen erhielt. Noch einmal alle Manuskripte und Bücher zu verlieren, wäre doch recht bitter“²².

Etwas Besonderes stellen in Agnes Miegels Werk zwei Märchen dar, die sie ganz gezielt für ihre Mitmenschen im Lager schreibt und die eigentlich nur auf diesem besonderen Hintergrund ganz zu verstehen und zu bewerten sind. Sie beziehen sich auf die aktuelle Situation der ostpreußischen Flüchtlinge, während sie gleichzeitig die Phantasie in andere Welten entführen. Heimweh und die schwierigen Lebensumstände im Lager fließen nur recht unbetont mit ein.

„Krabbel“²³ ist die Geschichte eines ostpreußischen Maikäferkindes, das durch einen schweren Sturm von seiner Familie getrennt wird und nach langem Fluchtweg über die Ostsee schließlich in Oksböl in einem Maikäfer-Flüchtlinglager ankommt, wo die Dichterin ihm und seinem Maikäferschwesterchen begegnet sein will. Der maschinengeschriebene Text mit kleinen Zeichnungen dazwischen wurde im Lager auf einfache Weise vervielfältigt und verteilt.

Trotz der Nähe zu vielen menschlichen Flüchtlingsschicksalen ist die Geschichte ein Märchen, denn es wird eben nicht das Geschehen der Flucht protokolliert, sondern es werden die Erlebnisse eines Maikäferkindes geschildert. Die Katastrophe wird völlig unpolitisch aufgefaßt, nur das Schicksal ist wesentlich, denn der Wald als Heimat aller friedlich beieinander lebenden Tiere wird weitgehend vernichtet und unbewohnbar gemacht. Durch diese Auffassung wird das Schicksal der Menschen aus dem deutschen Osten ins Archetypische übersetzt.

„Die Schwanenjungfrauen“²⁴ wurde von der Dichterin bei einer Adventfeier im Lager Oksböl vorgelesen, in einer festlichen Programmfolge mit Liedern und Instrumentalstücken. Auch dies Märchen wird von der Dichterin als authentische Begebenheit ausgegeben. Sie behauptet, das Gespräch der Schwanenschwestern vor den Lagerbaracken so belauscht zu haben, wie sie es wiedergibt, und auch die Schwanenschwestern teilen das Flüchtlingsschicksal, denn sie stammen vom Löwentinsee in Masuren und leben nun in Oksböl. Hier steht jedoch nicht das Erlebnis der Flucht im Vordergrund, sondern die Neuigkeiten, die die Schwestern einander von ihren Ausflügen erzählen. Vier von ihnen sind fortgeflogen, die jüngste aber blieb in Oksböl und hat eine Mischung von allen Erlebnissen der Schwestern in der Ferne auch von diesem Ort zu berichten. Infolge dieses Märchens liegt Oksböl also gar nicht so abgeschlossen und einsam, wie die Lagerinsassen es empfunden haben mögen, sondern die Menschen selbst vermitteln einen Eindruck von „Welt“. Die Adventsbräuche und -freuden mit ihrer inneren Weisheit oder Fröhlichkeit sind nicht an bestimmte Orte gebunden, von

²² Piorreck (wie Anm. 7) S. 228–229.

²³ Miegel, Agnes: Krabbel. Ein Märchen. Jahrgabe 1976 der Agnes-Miegel-Gesellschaft, Detmold/Minden 1976, S. 1–21.

²⁴ Miegel, Agnes: Das Haus von Silber und Gold. Vier Märchen. Mit einem Nachwort von Marianne Kopp und Illustrationen von Margita Werhahn. Jahrgabe 1996 der Agnes-Miegel-Gesellschaft, Bad Nenndorf 1996, S. 28–41.

denen sie ursprünglich ausgegangen sind, sondern sie gewinnen und bewahren ihre Bedeutung mit den Menschen, die diese Bräuche ausüben und verinnerlicht haben.

Bemerkenswert sind auch die Vogelaugen der Schwanenmädchen, die nicht weinen können, so daß ihnen trotz der Gabe ihres Gestaltwechsels nicht der ganze Reichtum des Menschendaseins gewährt ist. Die Oksböler Flüchtlinge mögen die Schwäne um ihre Flügel beneiden, aber die Schwanenjungfrauen beneiden die Menschen um ihre Tränen. Dieser beiläufige Einschub der Erzählerin wird besonders für die Teilnehmer dieser Adventfeier im Lager von Bedeutung gewesen sein, indem ihre vielen Tränen als Gnade gedeutet werden, also nicht nur Ausdruck bitteren Leids sind, sondern auch Erleichterung bringen.

Trotz ihrer unterschiedlichen Thematik weisen die Märchen von „Krabbel“ und den „Schwanenjungfrauen“ eine ganze Reihe von Parallelen auf. Beide werden von Agnes Miegel als gerade erst erlauchte Tatsachen ausgegeben, so daß die Anwesenheit der Dichterin unter ihrem Publikum diese Nähe und Aktualität noch bekräftigt. Am Ende des Märchens von den „Schwanenjungfrauen“ wird das Spiel mit der Phantasie des Publikums sogar so weit getrieben, daß die Märchengestalten durchaus unsichtbar unter den Zuhörern stehen könnten. In beiden Märchen ist die menschenähnlich ausgespinnene Tierwelt das bestimmende phantastische Element, das die Geschichten zu Märchen macht. Vor allem aber konnte das aktuelle persönliche Schicksal der Dichterin und ihrer Leidensgenossen nur hinter einer solchen Maske schon Gegenstand der Unterhaltung und Erheiterung werden – mehr noch: mit der großen menschlichen Wärme und stillen Weisheit, die die Dichterin auszeichnete, Trost spenden und den Blick der Entwurzelten, Heimatlosen auf die bleibenden Werte des Lebens lenken.

Notwendig war solcher Trost auch angesichts der aufreibenden Ungewißheit über alles weitere Schicksal. Empfindungen, wie Agnes Miegel sie in ihren Briefen aus Oksböl äußert, dürften kennzeichnend sein für das, was viele beschäftigte.

„Wir sitzen ja vorläufig noch gut eingeweckt hier, wenn auch in den letzten Tagen hier wieder die Abreise-Unrast wie das Schwarmfieber im Bienenstock ausgebrochen ist dank allerlei Gerüchten. Daß der Abtransport nur von den britischen Behörden und den hiesigen Stellen der Flüchtlingsbetreuung abhängt, nicht von unserem Willen und Bestimmen, wird man Ihnen ja dort schon gesagt haben. Keiner von uns Flüchtlingen kann ja selbst über sein Kommen und Gehn bestimmen, nicht wir alle, geschweige denn der Einzelne.“

Wann, wie, wohin wir von hier fortkommen, wissen wir nicht, erfahren es ja erst ganz kurz vor dem Abtransport. Wo wir 250.000 Flüchtlinge auch noch in den flüchtlingsüberfüllten Zonen hin sollen, ist mir ein Rätsel, die meisten kommen doch wie wir beide vollkommen als Bettler. Ich bin jeden Tag dankbar für diese Zuflucht, das letzte ruhige Asyl, das ich auf dieser Welt wohl haben werde. ... Ich habe keine Sehnsucht fortzukommen, auch Deutschland ist Fremde für mich, das heißt keine Heimat mehr. Ich bleibe auch dort der Pilgrim und Wandersmann, der Wurzellose ohne Heimatrecht und ohne Verdienstmöglichkeit. Mache mir aber weder Gedanken noch Sorgen, überlasse mich dem Schicksal – wie es mich führt, ist es recht. Vorläufig, wie gesagt, bin ich tief dankbar für Oksböl, wo unsre alten Nachbarn erreichbar sind und

ich mit Schmidtchen zusammen bin. Ohne sie würde ich nicht mehr leben.“ (13. 8. 46 an Elly Melzer) –

„Es scheint mit unserm Abtransport nun Ernst zu werden; gestern morgen wurden hier (und in den andern Lagern) alle registriert, die nachweisen konnten, wo sie in den vier Zonen Aufnahme finden können. Da müssen Ihnen die Ohren geklungen haben, als ich meinen Schein zu unsren Pässen und Registrierkarten vorwies!! Ach, meine beiden guten Menschen, Ihr wißt nicht, was es meint, heimatlos zu sein im Alter und was es dann meint, daß man weiß, drüben recken sich Freundeshände aus, es warten Dach und Bett in einem deutschen Haus, da steht ein schöner Garten, ein Wald ist da und Felder, wo man frei herumgehn kann!! Ich glaube, den ersten Abend bei Euch, wenn ich im Bett liege, werde ich heulen wie ein Schloßhund! Aber habt sonst keine Angst, ich habe nichts von der betrübten Hekuba an mir. ... Der Abtransport wird wohl schon im November beginnen. Ich kann wohl bis zur letzten Minute nicht sagen, wann wir kommen und welchen Weg, die Bestimmungen kommen ganz plötzlich. ... Ach, wir und alle Abwandernden sind wie Bienen vorm Schwärmen!!“ (6. 10. 46 an v. M.)²⁵

Agnes Miegel und ihre Elise gehörten zu den ersten, die Ende Oktober 1946 das Lager verlassen durften. Sie fanden Aufnahme in der bereits von Flüchtlingen überfüllten niedersächsischen Wasserburg Apeln bei der befreundeten Familie von Münchhausen, wo sie dankbar waren, wieder in Deutschland und frei sein zu dürfen, aber auch den härtesten Nachkriegswinter erlebten, daß sie sich sogar nach dem torfgeheizten Stübchen im Oksböler Lager zurücksehnten. Und noch 1950, als sie schon in Bad Nenndorf wohnen, schreibt Agnes Miegel: „An unser großes Lager in Dänemark denken wir nur mit Dank und hängen mit lieben Schicksalsgenossen noch durch Briefe zusammen“²⁶.

Und solche Verbundenheit bleibt für das ganze übrige Leben bestehen, hat die Menschen zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt. Die Dichterin weiß und empfindet diese Zusammengehörigkeit schon längst in den ersten Monaten der Internierung. Bereits im Dezember 1945 schreibt sie vorausschauend das Gedicht:

Flüchtling aus dänischem Lager

*Einmal in ferner Zeit,
Einmal wird auch dies Vergangenheit, – –*

*Manchmal zur Nacht
Schreckt einer auf über Räderknarren
Und flüstert: „So kamen wir damals gefahren
Auf unsern Bündeln, müde und überwacht.
So ging durch die Kiefernkronen der Wind,
Und die Baracken standen schweigend und blind
In der ersten Stunde, da wir im Lager waren, –“*

²⁵ Wie Anm. 13, S. 34, 39–40.

²⁶ Ebd., S. 51.

*Und er sieht wieder langvergeßne Gesichter,
Namen rollen heran wie Wogenschaum,
Es schimmert aus dunkler Stube wie Weihnachtslichter,
Aber es bleibt verworrener Traum
Und verweht mit dem Morgen.
Zu tief ist der Schlaf.*

*Aber wenn einer den andern traf,
Und wär's auch nach Jahren, –
Von denen, die dort beisammen waren, –
Dann sind versunken die Alltagsorgen.
Vergessen ist, was sie vergaßen.
Sie wandern wieder zu zweit durch die Lagerstraßen.
„Wohntest Du nicht im L-Block? Ich wohnte in A!“*

*Alles ist wieder da:
Holzschlorrengelklapper, Kiefernhauch, Windelgefalter,
Friedhofskreuze und rostiges Stacheldrahtgatter,
Suppendampf, Küchenschlange, Gerüchtegeflüster,
Kienrauch und Wäschequalm im zugigen Duster,
Fludernrauchdunst über winzigem Gartenbeet
Und Wandervogelgeschrei, im Sturm verweht, –*

*Und der lange Stubentisch um die Schummerstunde,
Und inmitten der Runde
Grauhaarige Pythia über den Karten.
(„Lebt mein Mann? Wird mein Junge schreiben?
Müssen wir noch lange hier bleiben?
Liegt die Reise weit? Ach, immer das alte Leid,
Warten, bloß warten, – –“)*

*Und Torfrauch und Wispern „wart Ihr gestern dabei?
Ein zu schöner Film! Wie einst im Mai, –“
Und sinkende Dämmerung.*

*Im Flur noch ein bißchen Streit,
Noch ein bißchen Kichern. Draußen im Abendwind
Heult die Sirene „s'ist Schlafenszeit!“
Torffeuher verknistert. Leise weint ein Kind.
Und alles ist Dunkel und enge Geborgenheit, – –
Ja, alles ist wieder da.*

*Was weiter geschah, was aus ihnen geworden,
Alles wurde auf einmal nichtig.
Nur dieses ist wichtig.*

Mögen hundert Andre um sie sein,
 Jene Zeit im Norden
 Schließt die beiden wie eine Glocke ein.
 Und wenn sie die Hand sich zum Abschied geben,
 Wissen sie: über Trennung und Zeit
 Steht über ihrem Leben –
 Und über jenen, die noch
 Weit verstreut einer vom andern
 Ferne nun wandern, –
 Oft vergessen und unvergeßlich doch,
 Ihres Flüchtlingslagers große Gemeinsamkeit, – –
 Und wäre sie hundert Male Vergangenheit!²⁷

Diese Verbundenheit mit ihren Landsleuten und Schicksalsgenossen hat besonders in den ersten Nachkriegsjahren für Agnes Miegel eine besondere Bedeutung, als die offizielle Literaturkritik sie totschweigt und die Presse sie gnadenlos verurteilt und diffamiert. Den Ihren aber bleibt sie geliebter, von vielen aufgesuchter Mittelpunkt, guter Geist und tief verehrte „Mutter Ostpreußen“. Wie Agnes Miegel jedoch weder damals noch in dieser veränderten Zeit je politische Wirkungsabsichten hatte, sondern Leben und Schicksal stets von einer allgemein menschlichen Seite betrachtete, unter einem zeitlosen Aspekt, der Krieg und Schrecken eher ins Archetypische übersetzt, so gibt sie auch jetzt keine dezidierte öffentliche Stellungnahme zu ihrem tragischen Irrtum ab. Schweigend und in Würde trägt sie den Sturz ihres Ruhmes von den ersten Rängen in der deutschen Gegenwartsdichtung bis zur Beschimpfung. Nur einmal meldet sie sich mit bekenntnishaften Versen zu Wort, als sie den Spruch für den Ostdeutschland-Gedenkturm in Schloß Burg an der Wupper verfaßt:

Du hast in Krieg und Schrecken
 mich wunderbar bewahrt,
 Gabst Kraft dem müden Herzen
 auf später Wanderfahrt,
 Gabst Zuflucht im vertrauten,
 im herben Wind vom Meer,
 Führtest zu deutschem Lande
 mich gnädig wieder her,
 Gabst Dach und Brot, gabst Treue
 die niemals mich verlassen,
 Lehrtest mich täglich neue
 nichts als den Haß zu hassen!²⁸

²⁷ Wie Anm. 8, S. 17–19.

²⁸ Miegel, Agnes: Gesammelte Werke, Bd. 1: Gesammelte Gedichte. Köln 1952, S. 195.

Ihre so umfassende humanitäre Einstellung, hier einmal in gültige Worte gefaßt, war ein Wesensmerkmal der eigentlich immer unpolitischen großen Dichterin, die in ihren letzten Lebensjahren schließlich doch wieder ihre Rehabilitierung erfahren durfte und nochmals bedeutende Auszeichnungen und Ehrungen empfing, so 1959 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Am 26. Oktober 1964 endete ihr Lebensweg im Alter von 85 Jahren. Die Gemeinde Bad Nenndorf bestattete ihre Ehrenbürgerin in einem Ehrengrab auf dem Bergfriedhof von Bad Nenndorf. Ihre letzte Wohnung ist heute ein vielbesuchtes Museum und eine Gedenkstätte, die von der 1969 gegründeten Agnes-Miegel-Gesellschaft betreut wird. Unvergessen bleibt Agnes Miegel nicht nur ihren Landsleuten, sondern auch unzähligen neuen Lesern, die über ihre zeitlosen dichterischen Werke zu ihr fanden und ihr einen bleibenden Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sichern wollen.

Hartmut Boockmann

* Marienburg 22. August 1934, † Göttingen 15. Juni 1998

Hartmut Boockmann ist am 15. Juni 1998, nur zwei Monate nachdem eine schwere heimtückische Krankheit entdeckt worden war, überraschend schon im 64. Lebensjahr von uns gegangen. Die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, der er seit 1965 angehörte, hat damit nicht nur ihren zweiten Vorsitzenden, sondern in erster Linie einen Kollegen verloren, der jahrzehntelang in unserer Mitte gestanden und mit Rat und Tat die Kommissionsarbeit mitgestaltet hat. Geboren wurde er am 22. August 1934 in Marienburg an der Nogat, denn an die dortige Sparkasse hatte der Berufsweg seinen aus Niederschlesien stammenden Vater geführt. Der Anblick der seit Jahrzehnten von Konrad Steinbrecht und zuletzt von Bernhard Schmid restaurierten einstigen Hochmeisterresidenz muß den Jungen sehr beeindruckt haben, denn sein späteres Arbeiten stand offenbar stark auch unter diesem Einfluß. Noch während des Krieges übernahm sein Vater die Leitung der Sparkasse in Strasburg an der Drewenz, wo eine weniger eindrucksvolle Deutschordens-Burgruine steht. 1944 floh Familie Boockmann mit dem zehnjährigen Hartmut zu Verwandten nach Potsdam-Babelsberg. Dort machte er nach dem Besuch der Oberschule 1953 als Klassenbester das Abitur. Da ihm die DDR-Behörden ein Studium an der Humboldt-Universität Berlin verwehrten, begab er sich 1954 zum zweiten Mal auf die Flucht, zusammen mit Eltern und Geschwistern nach Stuttgart. Dort hat er zunächst eine Verlagsbuchhändlerlehre abgeschlossen, ehe er sich an der Universität Tübingen einschrieb, um Geschichte und Germanistik zu studieren.

Noch 1956 wechselte er nach Göttingen, das damals mit Heuß, Schramm, Heimpel, Kaehler und Wittram in Geschichte erstklassig besetzt war. Hier wurde Hermann Heimpel sein eigentlicher Lehrer, zu dem er ein Leben lang im Vergleich zu den anderen Schülern ein besonderes Verhältnis pflegen konnte. In Heimpel lernte er den Fach-

historiker kennen, der gerade in jenen Jahren eine weit über das Fach hinausgehende öffentliche Wirksamkeit entfaltete. Boockmann wurde in die studentische Lebensgemeinschaft des „Historischen Colloquiums“ aufgenommen, wo er sich an der Selbstverwaltung beteiligte und wo Freundschaften auf Dauer entstanden, insbesondere mit Arnold Esch, dem heutigen Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Bei Heimpel lernte Boockmann die intensive Interpretation historischer Quellen, die bis zuletzt für einen Großteil seiner Arbeiten kennzeichnend geblieben ist. Wie sein Lehrer wurde er ein Historiker des späten Mittelalters, insbesondere des 15. Jahrhunderts. Dabei fanden seine Forschungen ihren Schwerpunkt in der gelehrten Welt, in der Heimpel seit seiner Edition der Konstanzer Konzilsakten zu Hause gewesen war. Der Umstand, daß seit 1953 die wertvollsten Bestände des Preußischen Staatsarchivs Königsberg, insbesondere die der Deutschordenszeit, in Göttingen verwahrt wurden, lenkten den Blick des gebürtigen Marienburgers auf diese bedeutenden Quellen, wobei die Bearbeiter der Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Kurt Forstreuter und Hans Koeppen, wichtige außerakademische Gesprächspartner wurden. So entstand 1961 seine Dissertation „Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat – Jurist – Humanist (ca. 1415–1484)“, die 1965 in den „Göttinger Bausteinen“ erschienen ist. Zwei Teile des Textes eines unbekanntes Ordensgebietigers, deren Zusammengehörigkeit wegen getrennter Überlieferung bis dahin nicht gesehen worden war, machten es möglich, daß er sich 1965, als er in die Kommission aufgenommen wurde, auf der Jahrestagung „Zu den politischen Zielen des Deutschen Ordens in seiner Auseinandersetzung mit den preußischen Ständen“ konkreter äußern konnte.

Selbst das Thema seiner 1973/74 vorgelegten Habilitationsschrift, „Johannes Falkenberg, der Deutsche Orden und die polnische Politik“ (gedruckt Göttingen 1975), nahm seinen Ausgang von einem Quellenfund, nämlich der Wiederentdeckung der antipolnischen Kampfschrift „Satira“ des Dominikaners Falkenberg. Methodisches Anliegen der Arbeit war es, das Verhalten der beiden Parteien auf dem Konstanzer Konzil nicht mehr unter dem Blickwinkel des deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikts des 19./20. Jahrhunderts zu sehen, sondern aus den Voraussetzungen ihrer Zeit darzulegen und verständlich zu machen. Hierüber wurde in der Kommission heftig diskutiert, Exponent der Gegenposition war Erich Weise (†1972), der mit dem kanonischen Recht zu argumentieren versuchte. Boockmann machte deutlich, daß es nicht darum gehen könne, einen Streit nachträglich gewinnen zu wollen, den schon das 15. Jahrhundert nicht hatte entscheiden können. Auf dem Wege hierhin hat er wertvolle Untersuchungen veröffentlicht, um die Ausgangslage und Möglichkeiten des Ordens ohne eigene Universität zu verdeutlichen. Hervorzuheben sind sein umfangreicher Beitrag „Die Rechtsstudenten des Deutschen Ordens“ in der Heimpel-Festschrift (1972) sowie die kartographische Darstellung von Herkunft und Studienorten der preußischen Studenten bis 1525 im Historisch-geographischen Atlas des Preußenlandes (Lf. 3, 1973).

Bei Heimpel hatte Boockmann auch das Bewußtsein gelernt, daß der Mittelalterhistoriker weit mehr als der Neu- oder gar Zeithistoriker es mit einem Gegenstand zu tun hat, der nur durch die dazwischen liegenden Jahrhunderte vermittelt wird. Das

wird am handgreiflichsten bei den materiellen Überresten, zu denen auch die Architektur zählt. Das führte dazu, daß der noch junge Akademische Rat der 60er Jahre sich der Restaurierungsgeschichte der Marienburg im 19. Jahrhundert zuwandte. Am Beispiel der Marienburg hat er gezeigt, wie die Denkmalpflege jener Zeit von den sich wandelnden politischen Vorstellungen ihrer Auftraggeber abhängig war. Auch hiermit wurde die Diskussion in der Kommission heftig angeregt, wie das gegenüber der Boockmannschen Fragestellung von Walther Hubatsch als einem Angehörigen der älteren Generation geäußerte Unverständnis zeigte. Bedeutenden Untersuchungen in Aufsatzform folgte für ein breiteres Publikum eine reich bebilderte Zusammenfassung in Buchform (Die Marienburg im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a. 1982, ²1992). Die mit der Vermittlung des Mittelalters zusammenhängenden allgemeinen Probleme hat er später in einem eigenen Büchlein behandelt und anschaulich zu machen versucht (Die Gegenwart des Mittelalters. München 1988).

Die Forschungen über die Marienburgrestaurierung haben zweierlei bewirkt. Zum einen reiste er 1966 erstmalig nach Danzig und Marienburg, um die Bestände des Schloßarchivs zu benutzen, das Bauwerk selbst aufzusuchen und mit polnischen Historikern und Denkmalpflegern Verbindung aufzunehmen. Parallel zu seinen Bemühungen in der Habilitationsschrift suchte er mit der polnischen Wissenschaft zu einem unvoreingenommenen Gedankenaustausch zu kommen, was damals noch schwer war. Den materiellen Verlust der westpreußischen Heimat mit der Marienburg hatte er schon früh hingenommen. Umso stärker und nachhaltiger hielt er an dem geistigen Besitz fest, wie noch zu zeigen sein wird. Seine Gesprächsbereitschaft führte dazu, daß er von deutscher Seite an den deutsch-polnischen Schulbuchgesprächen beteiligt wurde, als der Deutsche Orden als besonders schwieriges Einzelthema diskutiert werden sollte – zuerst 1973 mit Gotthold Rhode und 1974 mit einer Mehrzahl von Kollegen unserer Kommission. Sein in Polen zunehmendes Ansehen führte später dazu, daß seine großen Werke von den polnischen Kollegen ausführlich besprochen und sogar in größerer Runde diskutiert wurden. Er konnte der polnischen Wissenschaft zuhören, ohne in begründeten Fällen ihren Ansichten zu folgen.

Zum anderen veranlaßte ihn die Beschäftigung mit der Marienburg, seine anschauliche Interpretation schriftlicher Quellen auf bildliche Quellen zu übertragen. Das führte ihn zur Kunstgeschichte, zum Ausstellungs- und zum Museumswesen. Daher sind viele seiner Veröffentlichungen nicht einfach mit ‚Bildchen‘ illustriert, sondern mit möglichst zeitgenössischen Abbildungen ausgestattet, die ausführlich erläutert werden, weil er von der Erkenntnis ausging, daß sich diese einem heutigen Betrachter oft nicht einfach nur durch Anschauung erschließen. Einer Ikonographie des Deutschen Ordens waren bisher einige kleinere Arbeiten gewidmet. Für dieses wegen des bekannten Mangels an Quellen spröde Thema wäre von Boockmann dennoch mehr zu erwarten gewesen. Einzigartig ist, wie er das städtische Leben des Spätmittelalters vom Bild her thematisch geordnet in einem großen Band anschaulich gemacht hat (Die Stadt im späten Mittelalter. München 1986, ³1994). Schon früh hat er sich in großen Rezensionen mit den Konzeptionen bedeutender überregionaler Ausstellungen wie über Karl IV. und die Parler (beide 1978) und Preußen (1981) kritisch auseinander-

gesetzt. Insbesondere hatte er ein Auge dafür, ob der deutsche Osten angemessen berücksichtigt wurde. So konnte er in der Rezension einer Arbeit über norddeutsche Backsteingotik in der in solchen Fällen ihm eigenen bissigen Sprache mit der Überschrift „Wissenschaftliche Annexionen?“ kritisieren, daß die Darstellung an der Oder-Neiße-Linie abbricht, wie es der Wissenschaftspolitik des Ostblocks vor 1990 entsprochen hat. Boockmanns Sachverstand wurde für die Neueinrichtung des Deutschen Historischen Museums im Berliner Zeughaus im Sachverständigenbeirat genutzt. Selber aktiv war er als Mitarbeiter und Mitgestalter der großen Nürnberger Deutschordensausstellung von 1990.

Hartmut Boockmann war seit 1962 mit der Historikerin Andrea geb. Johansen, einer Tochter des Hanse- und baltischen Historikers Paul Johansen, verheiratet, die ihn auch wissenschaftlich begleitet hat, obgleich sie in ihren Arbeiten andere Themen verfolgt. Seine akademische Laufbahn führte die Familie mit zwei Kindern schon ein Jahr nach der Habilitation, 1975, nach Kiel, wo er den Lehrstuhl von Karl Jordan übernahm. Sieben Jahre später, 1982, kehrte er nach Göttingen auf den Lehrstuhl von Reinhard Wenskus zurück. Nach der Wende von 1989/90 hat er an der Humboldt-Universität, an der zu studieren ihm seiner Zeit verwehrt worden war, von 1992–1995 bei der Neueinrichtung der Mediävistik geholfen, um auf diese Weise aus persönlicher Überzeugung seinen Beitrag zum ‚Aufbau Ost‘ zu leisten. Die akademische Lehrtätigkeit ließ ihn zu allgemeineren Darstellungen schreiten. Noch in der Kieler Zeit entstand sein Buch „Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte“ (München 1981, ⁴1994). Mit diesem Buch, das schwerpunktmäßig Preußen behandelt, wollte sein Verfasser einem möglichen modischen Sachbuchautor zuvorkommen. Zwar konnte er einen solchen schließlich doch nicht verhindern, dennoch wurde das Boockmannsche Werk in seiner lockeren, allgemeinverständlichen Sprache trotz einiger Flüchtigkeitsfehler mit bisher vier Auflagen sowie Übersetzungen ins Litauische und Polnische ein großer Erfolg. Für die zehnbändige Deutsche Geschichte des Siedler Verlags Berlin übernahm er den Band „Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517“ (1987, ³1994). Schließlich war er 1986/87 ein Jahr lang Stipendiat der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in München. Dies führte zu zwei Veröffentlichungen, zum einen zu dem Kolloquiumsband „Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern“ (München 1992). Zum anderen diente das Jahr in seinem Fall noch nicht zum Abschluß, jedoch zur Grundlegung seines großes Werkes „Ostpreußen und Westpreußen“, das 1992 (²1996) als erster Band in der einst von Werner Conze konzipierten Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ des Siedler Verlags erschienen ist.

Dieses Werk ist zwar erst nach der politischen Wende von 1989/90 veröffentlicht, aber weitgehend vorher erarbeitet worden. Es stellt sich die Frage, ob die Wende Folgen für die Geschichtsschreibung von Hartmut Boockmann gehabt hat. Diese Frage wirft er 1994 in der Vorbemerkung zur neuen Ausgabe seines Stauferzeit-Spätmittelalter-Bandes auf. Sicher im Gegensatz zu manchem Neuhistoriker stellt er fest, daß hinsichtlich der Teilung oder Einheit der Nation nur dann Geschichte umzuschreiben ist, wenn man vorher durch Ausblendung von Ereignissen bestimmte Verläufe als zwin-

gend angesehen hatte. Er mußte sein Geschichtsbild nicht wenden und also sein Buch nicht umschreiben. Bezeichnenderweise diskutiert er daher in der Vorbemerkung ausführlicher, inwieweit die Forschungsergebnisse des zwischenzeitlich erschienenen Bandes über „Ansätze und Diskontinuität deutscher Nationsbildung im Mittelalter“ (1989) ihn zu Textmodifikationen hätten veranlassen können. Viel stärker bewegte ihn jedoch die Frage, die sich in der Überschrift niederschlug, die einem noch vor der Wende (Mai 1989) von ihm geschriebenen Zeitungsartikel – „Deutsche Geschichte ist mehr als rhein-donauländische Heimatkunde“ – gegeben wurde. Für ihn war die Geschichte des Preußenlandes und Schlesiens ein unverzichtbarer Teil der deutschen Geschichte, auch wenn er den von dort vertriebenen Deutschen keinen ‚Alleinvertretungsanspruch‘ mehr zugestand. So begrüßte und förderte er den Erkenntniszuwachs durch den Gedankenaustausch mit den heutigen Bewohnern dieser Länder. Entschieden wandte er sich gegen die nach der Wende aufgekommene Bezeichnung „Ostdeutschland“ für das Gebiet der ehemaligen DDR, weil damit nur die letzten fünfzig Jahre, nicht aber die früheren Jahrhunderte berücksichtigt würden.

Boockmann ist nicht nur ein in Forschung und Lehre erfolgreicher Historiker gewesen, sondern war auch in der Wissenschaftsorganisation aktiv. Man kann sagen, daß er in Deutschland einer der führenden Historiker seiner Zeit war. Im Zuge eines Generationswechsels hat ihn Udo Arnold 1977 für die Arbeit im engeren Vorstand der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung gewinnen und 1979 seine Zuwahl zum Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat betreiben können. 1985 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens. Seinen geistigen Besitz des Preußenlandes konnte er überall dort einbringen, wo er sonst tätig geworden ist, etwa als tragendes Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften (seit 1987) oder als Mitherausgeber verbreiteter überregionaler Zeitschriften (Geschichte in Wissenschaft und Unterricht seit 1987, Göttingische Gelehrte Anzeigen und Zeitschrift für Kunstgeschichte seit 1988). Interdisziplinäre Arbeit hatte er gemäß der traditionellen Arbeitsweise landschaftlicher Historischer Kommissionen früh kennengelernt. Dies konnte er in der Akademie weiter anwenden, insbesondere in deren Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters. Die Ergebnisse liegen in vier Bänden vor, die er mit dem ihm persönlich nahestehenden Theologen Bernd Möller und Vertretern anderer Nachbardisziplinen herausgegeben hat. Von zahlreichen anderen Gremien kann hier nicht die Rede sein. Weniger glücklich verliefen bisher zwei Gemeinschaftswerke unserer Kommission, an denen er sich beteiligte oder beteiligen wollte. Als eines von diesen, das Quellen- und Arbeitsbuch zur mittelalterlichen Geschichte Preußens, nachdem er seinen eigenen Beitrag früh abgegeben hatte, sich mit seinen zahlreichen Mitarbeitern als allzu schwerfällig erwies, legte er ein ähnliches, die ganze mittelalterliche deutsche Geschichte abdeckendes Werk in kurzer Zeit im Alleingang vor (Das Mittelalter. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen des 6. bis 16. Jahrhunderts. München 1988, ²1989). Wenn Boockmann in seinem Büchlein „Der Historiker Hermann Heimpel“ (Göttingen 1990) an seinem Lehrer rühmt, daß dieser nach seinem sechzigsten Geburtstag wieder zur konkreten Quellenarbeit an den Einzelheiten zurückge-

funden und bekanntlich noch Bedeutendes veröffentlicht hat, so gilt für ihn selbst, daß er sich neben aller ‚allgemeinen‘ und wissenschaftsorganisatorischen Arbeit stets den Kontakt zu den Quellen bewahrt hat, wie in den letzten Jahren etwa seine Bemühungen um den spätmittelalterlichen Alltag in dem Buch „Fürsten, Bürger, Edelleute. Lebensbilder aus dem späten Mittelalter“ (München 1994) oder seine Arbeiten am Marienburger Treßlerbuch von 1399–1409 zeigen.

Die Kommission trauert um einen Kollegen und Freund, der ihr viel gegeben hat. Trotz seiner vielfältigen überregionalen und akademischen Belastungen und Verpflichtungen blieb er ständig ansprechbar. Seine freundliche und unkomplizierte Umgangsweise haben ihm das sicherlich erleichtert. Sein Darstellungsstil in Wort und Schrift wirkte in seiner Lebendigkeit oft mühelos, so daß leicht verdeckt wurde, welche Anstrengungen auch er zu bewältigen hatte. Ihm war es gegeben, dem Hörer oder Leser ohne umständliche Erklärungen die Andersartigkeit des mittelalterlichen Lebens im Vergleich zur Gegenwart deutlich zu machen. Es war daher keine Koketterie, sondern sehr berechtigt, wenn er an einer Stelle als einführenden Literaturhinweis nicht sein für den akademischen Lehrbetrieb gedachtes Buch „Einführung in die Geschichte des Mittelalters“ (München 1978, 1996), sondern seinen nicht gerade schmalen, jedoch auch für den Nichtfachmann verständlichen und anschaulichen Stauferzeit-Spätmittelalter-Band anführte. Im Grunde hatten alle seine darstellenden Veröffentlichungen in einem höheren Sinne Lehrbuchcharakter. Das kam auch der Vermittlung der mittelalterlichen preußischen und der Ordensgeschichte zugute. Nun wird auch unsere Kommission ohne ihn auskommen müssen, was schwer genug sein wird. In die Trauer mischt sich jedoch der Dank an den mit Abstand am meisten gelesenen Autor aus unseren Reihen für das von ihm hinterlassene Werk und für seine Treue zu unserer gemeinsamen Arbeit.

Bernhart Jähniß

Buchbesprechungen

Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. Hg. v. Peter Schöttler. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1997, 344 S. – Götz Aly: *Macht – Geist – Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens.* Argon Verlag, Berlin 1997, 220 S.

Die beiden Bücher sollen an dieser Stelle genannt werden, weil in ihnen von der Königsberger Geschichtswissenschaft von 1933 bis 1945, und zwar insbesondere von Hans Rothfels, Theodor Schieder und Werner Conze die Rede ist. Beide Autoren wollen entschieden zu den geistigen Helfern des Nationalsozialismus nicht nur Ärzte und Naturwissenschaftler zählen, sondern auch Geisteswissenschaftler, also auch Historiker. Wer die Geschichtswissenschaft ernst nimmt, wird dem nicht widersprechen wollen – so schwierig die Frage der Verantwortlichkeit im einzelnen auch zu klären ist und so schwer es hier vollends fällt zu urteilen. Aly wie Schöttler meinen, die Geschichtswissenschaft habe hier einiges versäumt. „Wer den ungeschriebenen Codex des Schweigens bricht, holt sich die akademischen Feldwebel an den Hals“, schreibt Aly (S. 154). Ähnlich liest man es bei Schöttler (S. 12f.). So richtig das geistreiche Urteil über das bekannte einschlägige Buch von Heiber scheint (S. 13), so problematisch ist Schöttlers generelles Urteil in dieser Sache. Man darf daran zweifeln, daß die Bezeichnung von Geschichte als Legitimationswissenschaft

„immer noch ein bißchen provokativ“ (S. 7) sei. Sie ist doch wohl selbstverständlich. Und es stört auch, wenn Schöttler wie Aly bei ihrer Meinung über das Schweigen der Historiker über die neuere Geschichte der Geschichtswissenschaft, das sich nicht zuletzt daraus nährt, daß einschlägige Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen werden, darauf stützen, daß die Verfasser Autoren, die sie denn doch nennen, wie zum Beispiel Karl Ferdinand Werner oder Winfried Schulze, Mut für ihr vermeintlich gegen den Zunftgeist verstoßendes Vorgehen zubilligen (Schöttler S. 13, Aly S. 220). Vielleicht aber braucht derjenige Mut, der Schöttler oder Aly widerspricht. Er muß ja nun befürchten, seinerseits zum akademischen Feldwebel ernannt zu werden. Warum nicht wenigstens zum Offizier? Oder wäre das schlimmer? Man sieht nicht recht, wie Aly seine Polemik abstuft. Wer Schöttler widerspricht, dem droht dagegen das Etikett Apologie (S. 21), oder er sieht sich gar ins „rechtsradikale Milieu“ (S. 20) versetzt. Man sieht nicht, woran Schöttler hier denkt, doch scheint dem Rezensenten zweifelhaft, ob man im „rechtsradikalen Milieu“ so subtil argumentiert, daß dort mit Steinbach vom umgestülpten Nationalismus gesprochen würde.

In dem von Schöttler herausgegebenen Band ist für diese Zeitschrift vor allem der Beitrag von Ingo Haar über „revisionistische‘ Historiker und Jugendbewegung: Das Königsberger Beispiel“ einschlägig. Es geht hier um eine Gruppierung der Jugendbewegung, nämlich um die „Deutsch-Akademische Gildenschaft“, und andererseits um die Bedeutung, die diese Gruppierung insbesondere für Theodor Schieder und Hans Rothfels gehabt hat. Der Beitrag enthält materiell nicht wenig Neues. Man sollte ihn zusammen mit dem von Haar und Schöttler nicht benutzten Aufsatz von Wolfgang Neugebauer über Hans Rothfels im Jahrbuch der Albertus-Universität 29 (1995) lesen. Auch mein eigener Beitrag in diesem Band über die Königsberger Historiker von 1918 bis 1945 könnte hier nützlich sein – vielleicht auch als Hintergrund dessen, was Aly (S. 153–183) über „willige Historiker“ schreibt. Hier geht es – wie schon in einer früheren Veröffentlichung des Verfassers – vor allem um Schieder und Conze. Die Anlehnung des Titels an den des bekannten Buches von Goldhagen sollte nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Aly ist hier wie auch sonst, zum Beispiel im Zusammenhang des sogenannten Historikerstreits, um ein unabhängiges Urteil bemüht. Der Journalist, als den er sich wiederholt ausdrücklich bezeichnet, gibt sich nicht nur in seinen erfolgreichen Recherchen zu erkennen, sondern auch in der Sprache sowie ferner in der Gabe, Texte zu fingieren. Die Fiktion einer gängigen Exkulpation (S. 183) scheint vorzüglich gelungen. Weniger gern liest man, daß die Polemik gelegentlich in einer Art von Leerlauf vonstatten geht. Wenn Aly nichts Substantielles gegen von ihm untersuchte Autoren einzuwenden hat, dann spricht er nicht davon, daß diese etwas schreiben, sondern er läßt sie fabulieren (S. 175). Ein Beispiel für Alys Recherchen ist der Beitrag über Theodor Oberländer (S. 199ff.), aus dem man auch Neues über die Instrumentalisierung des „Antifaschismus“ in der DDR erfährt. Wie man von Aly lernt, war der daran beteiligte Historiker Rudolf Goguel zugleich für den DDR-Geheimdienst tätig (S. 110). Man sollte also diesen Autor nicht so umstandslos als Wahrheitszeugen benutzen, wie das zum Beispiel Schöttler (S. 27) tut.

Aly spricht (S. 165) von dem „Königsberger Milieu strukturgeschichtlich orientierter Ostforschung“. Damit ist indirekt die Frage nach der Modernität jener „Ostforschung“ berührt, die in den letzten Jahren verschiedentlich hervorgehoben und in den größeren Zusammenhang einer partiellen Modernität des nationalsozialistischen Regimes insgesamt gestellt worden ist. Schöttler weist solche Zuordnungen geradezu gekränkt zurück. Berührungen vollends der damaligen deutschen Geschichtsforschung mit der der Annales darf es noch weniger geben (S. 29). Die Ursache der Erregung liegt offensichtlich darin, daß für Schöttler Modernität etwas Gutes ist und die Herausarbeitung einer partiellen Modernität von Wissenschaft während der nationalsozialistischen Zeit unvermeidlich Entschuldigungscharakter erhält.

Vielleicht hängt die Erregung aber auch damit zusammen, daß die Geschichtsschreibung, die Schöttler praktiziert, in die Nähe eines Gerichtsverfahrens gerät. Die Rolle eines Untersuchungsrichters schreibt er sich selbst zu (S. 21), doch das scheint ein wenig untertrieben. Als Ankläger und Richter ist er jedenfalls gleichzeitig tätig, und wer nicht seiner Meinung ist, dem billigt er nicht einmal die Position des Verteidigers zu. Diese gilt ihm offensichtlich als illegitim. „Historiker sollten weder denunzieren noch verurteilen“ (S. 21): Dem wird man zustimmen. Aber ein

Programm seiner eigenen Ausführungen ist diese Feststellung Schöttlers doch wohl nicht. Vor allem aber sollten, so fährt er fort, Historiker „nichts beschönigen. Am allerwenigsten, wenn es um den eigenen Berufsstand geht“. Dem wird man unbedingt zustimmen können. Doch ist das Vermeiden von Beschönigung etwas anderes als die nachträgliche Exkommunikation, die Schöttler wie auch Aly vermissen. „Ein Ausschluß von NS- oder SS-Historikern aus dem Verband der Historiker Deutschlands stand offenbar nie zur Diskussion“ (Schöttler S. 12). Hält Schöttler den Historikerverband für eine Art Kirche, aus der man wegen Häresien ausgeschlossen werden kann? Aly dagegen (S. 22) fragt danach, warum sich der Historikerverband nicht entschuldigt habe. Da wird denn doch gefordert, was Aly an anderer Stelle (S. 218) „geölte Betroffenheitsrituale“ nennt. Schöttler dagegen hält solche Exkommunikationen für so selbstverständlich, daß er sie im Falle von Ludwig Quidde ohne weiteres annimmt (S. 7). Die von Schöttler hier angenommene Stigmatisierung fand ebensowenig statt wie die von ihm für die Zeit danach postulierte.

Auch wenn man meinen sollte, Historiker könnten die Geschichte des eigenen Faches wie jeden anderen Gegenstand behandeln, ist doch nicht zu verkennen, daß Arbeiten wie die hier vorliegenden zu sehr allgemeinen Fragen nach dem Vorgehen des Historikers einladen. Schöttler zitiert Autoren (S. 20), die gegen sich selbst die Frage einwenden, wie sie wohl unter den untersuchten Umständen geschrieben hätten. Der Verfasser wendet ein, man könne ja auch umgekehrt fragen, ob man sich in nationalsozialistischer Zeit nicht tadellos verhalten habe. Warum, so fragt er, gilt „diese Frage als Anachronismus, die andere (der kritische Selbsteinwand also) dagegen nicht?“ Soll man sagen, hier komme es auf die Selbstgerechtigkeit des Autors an?

Hartmut Boockmann (†)

Ursula Seiring: *Du sollst nicht sterben. Erlebnisse einer deportierten Ostpreußin*. Würzburg, Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, 1994, 128 S. DM 20,—.

Als gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Rote Armee nach Ostpreußen einrückte, hatte die Zivilbevölkerung, soweit ihr nicht rechtzeitig eine Flucht geglückt war, nicht nur unter Mord, Totschlag und anderen Mißhandlungen zu leiden. Zahlreiche Männer, Frauen und Kinder wurden in das Innere Rußlands und nach Sibirien verschleppt. Eine Betroffene war die Vf.in des hier anzudeutenden Büchleins, die, soweit das ihre knappen Angaben über das Leben in der ostpreußischen Heimat erkennen lassen, mit ihrer Familie als junges Mädchen in einem Gutsbetrieb in dem ermländischen Kirchdorf Schönwiese bei Guttstadt aufgewachsen ist. 1988 ist sie wieder in die damalige Sowjetunion gereist, um im Gedenken an eine schmerzliche eigene Vergangenheit mit der berühmten Transsibirischen Eisenbahn nunmehr als Touristin zu fahren. Offenbar erst zu dieser fortgeschrittenen Zeit hat sie ihre immer noch sehr lebendige Erinnerung in Worte gefaßt, um das Geschehen im letzten Kriegswinter 1944/45 in ihrer Umgebung, ihre Deportation nach Rußland, ihre Leiden in den Straflagern des Gulag, den zeitweiligen Einsatz auf einer Kolchosa, ihre Bekanntschaft mit dem mitgefangenen Arzt Dr. med. Helmut Seiring aus Dresden, ihrem späteren Ehemann, schließlich ihren Abschied aus sowjetischer Gefangenschaft und ihre Entlassung in die damalige SBZ im Herbst 1946 sowie ihre mit letztem Einsatz von dort gelungene Flucht ins märkische Sauerland zu ihrer Mutter festzuhalten. Vf.in ist es gelungen, ihre bewegenden Erlebnisse in einer literarisch ansprechenden Form zu gestalten und damit die erzählenden Quellen über die Alltagsgeschichte des Kriegsendes und seiner unmittelbaren Folgen zu bereichern.

Bernhart Jähnig

„Ein schicklicher Platz“? *Königsberg/Kaliningrad in der Sicht von Bewohnern und Nachbarn*. Hrsg. v. Friedemann Kluge. Osnabrück, Fibre-Verlag, 1994, XXVI, 242 S.

Ein von dem Philosophen Immanuel Kant auf seine Heimatstadt Königsberg angewandtes Wort (S. XVIII) hat der Hrsg., Theologe des Ostkirchen-Instituts der Universität Münster und westfälischer Kriegsjahrgang, fragend an denselben Ort gerichtet, der sich seit der politischen Wende 1989/90 international weit geöffnet hat. Ob das heutige Königsberg, das von westdeut-

schen Intellektuellen oft vorschnell als nunmehr russisches Kaliningrad abgetan wird, ein zum Leben geeigneter Ort ist, wird vor allem von den dort heute Lebenden und nach 1945 Geborenen als drängendes menschliches, soziales und wirtschaftliches Problem empfunden und gesehen. Der Rez. erinnert sich noch gut daran, als er einen der russischen Autoren des hier anzudeutenden Bandes 1991 zum ersten Mal in dessen Dienststelle traf, daß dieser den deutschen Besucher fragte, ob er glaube, daß Königsberg in zehn Jahren wieder eine lebens- und liebenswerte Stadt werden könne, wobei er wie stets den alten deutschen Namen der Stadt als Zeichen von Lebensqualität benutzte. Daß dies zu verwirklichen auch bei allergrößten Anstrengungen schwer zu erreichen sein würde, war den damaligen Gesprächspartnern unausgesprochen deutlich. Trotz vieler Veränderungen, die die Stadt am Pregel seitdem erfahren hat, gilt das Fragezeichen auch über den Zeitpunkt des Erscheinens dieses Buches hinaus. Der Hrsg. hat zur Konkretisierung dieser Frage und für eine mögliche Beantwortung alte deutsche und neue russische Königsberger, aber auch Litauer und Polen als Nachbarn zu Wort kommen lassen. Machtpolitische SpekulantInnen sind dabei unberücksichtigt geblieben. Es handelt sich in erster Linie um eine literarisch-publizistische Anthologie, auch wenn mehrheitlich die Autoren hauptberuflich als Wissenschaftler anzusehen sind.

Die Schriftstellerin Apollinarija Zueva gibt unter dem Titel „Sprich doch mit mir, du meine Stadt“ eine eindrucksvolle autobiographische Schilderung, ergänzt durch mehrere Gedichte. Während Erwin Krämer („Notizen eines Königsbergers zum Thema ‚Königsberg‘“) die Bedeutung der Geschichte der Stadt vergegenwärtigt, beschreibt Hans Wiehler („Ich werde wiederkommen“) die neuen Begegnungen mit dem Ort seiner Heimat seit 1990. Für die wirtschaftliche und kulturelle Lage des Gebiets nach 1990 sind drei Aufsätze von größerer Bedeutung. Thomas Gärtig, „Zwischen Chaos und risikovollem Aufbruch in die Marktwirtschaft. Stand und Optionen in der Freien Wirtschaftszone ‚Jantar‘“, standen sowohl eigene Beobachtungen als auch Veröffentlichungen der Gebietsverwaltung zur Verfügung, bis hin zur ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung. Anatolij Pavlovič Bachtin, Leiter der Fotoabteilung des Gebietsarchivs, stellt in seinem Aufsatz „Zur Situation der Baudenkmäler im Königsberger Gebiet am Bauspiel der Sakralbauten“ den Erhaltungszustand und die Gefährdung der Bauten vor, um deren Dokumentation und Sicherung er sich seit langem bemüht. Der aus Nidden gebürtige Journalist Reinhard Henkys behandelt „Kirchen und Religionsgemeinschaften im Kaliningrader Gebiet“, ein zweifellos bisher unbekanntes Feld. Während Justas Paleckis („Kaliningrad als Barometer der Großwetterlage“) und die beiden polnischen Historiker Robert Traba („Durch die Grenze zur Normalität?“) und Andrzej Sakson („Königsberg, Kaliningrad, Królewiec oder Karaliaučius? Polnische Betrachtungen über eine russische Exklave“) wirtschafts- und kulturpolitische Beobachtungen und Wünsche der heute unmittelbaren Nachbarn aussprechen, geben Gerhard Gnauk („Wolken über Kaliningrad ... Vier Jahre nach der Öffnung: Eine Zwischenbilanz“) und Hartmut Zimbeck („Politische, wirtschaftliche und kulturelle Perspektiven des Königsberger Gebiets aus deutscher Sicht“) sich ergänzende Stellungnahmen als deutsche Autoren, die wegen der deutschen Geschichte Königsbergs in besonderer Weise angesprochen werden. Daß dies immer wieder geschieht und welche Erwartungen sich gerade auf Deutschland richten, macht der abschließende Beitrag „Der Mythos Königsberg. Vergangenheit, Gegenwart – Zukunft?“ des in Königsberg nach 1945 geborenen und dort heute an der Universität wirkenden russischen Germanisten Vladimir Gil'manov deutlich. Daß sich das offizielle Deutschland allzu bedeckt hält, wird nicht nur bei der Kritik an den Reiseerschwernissen für russische Westbesucher (S. XXVI u. 119f.) deutlich gemacht.

Bernhart Jähnig

Gerhard Luschnat: *Die Lage der Deutschen im Königsberger Gebiet 1945–1948*. Frankfurt am Main u. a., Peter Lang, 1996, 213 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Bd. 686).

Hunger, Krankheiten, Deportationen ins Innere der Sowjetunion, Übergriffe der Sieger und marodierender Banden kosteten Zweidritteln der in sowjetische Hand geratenen KönigsbergerInnen 1945–1948 das Leben. Einziger Halt, einzige Hilfe kamen von den in der Stadt gebliebenen deut-

schen Ärzten, Krankenschwestern und Pfarrern, die sich einer weit über das Menschenmögliche hinausgehenden Aufgabe gegenüberstehen. Über diese „Schreckenszeit“ (Fritz Gause) konnten bis heute zahlreiche Erinnerungsberichte von Überlebenden erscheinen. Sie waren fast fünf Jahrzehnte lang die einzigen verfügbaren Quellen für diese Zeit. „Amtliche“ Materialien, Akten jeglicher Art, waren bislang unzulänglich. So war mangels russischer Quellen nicht zu erforschen, wie das Schicksal der verbliebenen Deutschen „von der anderen Seite“ gesehen wurde, wie die offizielle sowjetische Verwaltung reagierte und wie die seit 1945/46 nach Ostpreußen kommenden meist russischen Neusiedler die Deutschen und ihr Schicksal wahrnahmen.

Hier setzt nun die vorliegende Arbeit an. Die Verf.in wurde 1967 in Wuppertal in einer aus Ostpreußen stammenden Familie geboren. Sie ist von Kindheit an mit dem Schicksal der Heimat ihrer Familie vertraut, weshalb sie ihre Arbeit auch den Eltern und der Großmutter widmet, den „Zeugen jener Zeit“. Sie nutzte die seit 1991 bestehenden Möglichkeiten, Archive und Bibliotheken in Königsberg zu besuchen, um das Schicksal der in Königsberg nach der Kapitulation am 9. April 1945 zurückgebliebenen Deutschen auf Grund russischer Quellen im Staatsarchiv des Gebietes zu erforschen. Gerhild Luschnat hatte in Königsberg auch Kontakte zu russischen Forschern, die ihr einige bisher unveröffentlichte Materialien zugänglich machten. Es ist ihr so möglich, einen Teil der Vorgänge der Jahre 1945 bis 1948 erstmals anhand deutscher Erlebnisberichte, sowjetischer Akten und russischer Erlebnisberichte zu behandeln.

Das Buch umfaßt nach einer Einleitung ein grundsätzlich wichtiges erstes Kapitel zur „Quellenlage“, ihm folgen 11 weitere Kapitel zu verschiedenen Ereignissen und Lebensbereichen der in Königsberg verbliebenen Deutschen, sowie ein Literatur- und ein Quellenverzeichnis. Die Verf.in konfrontiert den Befund der russischen Quellen mit den deutschen Erlebnisberichten. Sie kann zeigen, daß die allgemeine Lage der Deutschen in Königsberg nach der Kapitulation in den Berichten der Überlebenden wahrheitsgetreu geschildert wurde. In vielen Fällen kann sie Hintergründe für Sachverhalte beleuchten, die von den Deutschen nur in ihren Auswirkungen wahrgenommen, nicht aber von ihren Ursachen her verstanden werden konnten. Die Deutschen im damaligen Königsberg waren von allen zuverlässigen Informationsquellen abgeschnitten und nur auf Erkenntnisse aus eigenem Erleben angewiesen; diese konnten auf Grund der Umstände zwangsläufig nur begrenzt sein. Die Verfasserin kann auf breiterer Quellenbasis als bislang zum besseren Verständnis vieler einzelner Vorgänge beitragen.

Die vorliegende Veröffentlichung ist eine wichtige Pionierleistung in der Erforschung dieses traurigen Kapitels der Nachkriegsgeschichte. Sie wird durch weitere Forschungen sicher in mancherlei Hinsicht zu vertiefen, zu ergänzen und in ihren Schlußfolgerungen zu überprüfen sein. Dazu sind weitere Archivstudien sowohl in Deutschland wie vor allem auch im Inneren Rußlands nötig, die bis heute schwierig geblieben sind und teilweise schon wieder erschwert werden (z.B. im Falle der für die Nachkriegsverhältnisse in Königsberg so wichtigen KGB-Archive). Die Verhältnisse in Königsberg in größere Zusammenhänge der Kriegs- und Besatzungszeit allgemein einzuordnen, bleibt Aufgabe künftiger Arbeiten, denen das Buch von Gerhild Luschnat anregend und kenntnisreich vorgearbeitet hat.

Peter Wörster

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 37/1999

ISSN 0032-7972

Nr. 2

INHALT

Georg Michels, Kulturgeschichte des Preußenlandes vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert, S. 33 – Dieter Heckmann, Preußische Jagdfalken als Gradmesser für die Außenwirkung europäischer Höfe des 15. und 16. Jahrhunderts, S. 39 – Iselin Gundermann, Gedenken an Carl Wunsch, S. 62 – Buchbesprechungen, S. 64.

Kulturgeschichte des Preußenlandes vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert

Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landes-
forschung vom 11.–13. Juni 1999 in Görlitz

Von Georg Michels

Die Historische Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung traf sich zu ihrer Jahrestagung 1999 in der schlesischen Grenzstadt Görlitz. Ort der Veranstaltung war der Große Ratssaal des Rathauses, wo Bürgermeister Ulf Großmann als Vertreter des Gastgebers und Markus Bauer, Leiter des Schlesischen Museums Görlitz, die Teilnehmer der Konferenz begrüßten. Nicht zu unrecht betonten sie den böhmischen, fast italienischen Charakter der Stadt, der viel zu dem traditionellen Klima geistiger Toleranz beigetragen habe und heute in der Europa- und Doppelstadt Görlitz-Zgorzelec zum Ausdruck komme.

Ein weitgefächerter Themenkreis zur Kulturgeschichte des Preußenlandes zwischen dem ausgehenden 18. und dem 20. Jahrhundert stand im Zentrum der Görlitzer Tagung. Den Auftakt bildete ein Beitrag von Rolf Straubel (Berlin) zu den „Königsberger Kriegsräten und Kaufleuten. Soziale Kontakte, wirtschaftspolitische Einflußnahme (1763–1806)“. Straubel zeichnete das Porträt eines starken Königsberger Bürgertums, das schon zu friderizianischer Zeit Forderungen nach Handelsfreiheit erhob. Dessen Selbstbewußtsein spiegelte sich im Personal der Königsberger Kriegs- und Domänenkammer, wo viele Söhne von Pächtern beschäftigt waren. Diese besondere regionale Verwurzelung der Beamtenschaft suchte schon Friedrich II. durch Versetzungen zu durchbrechen, doch mühten sich die Väter, ihre Söhne am Ort zu halten. Da der Königsberger Stapel Zentralisierungstendenzen mit sich brachte und auch zu Zuwan-

rung aus dem Umland führte, lag es nahe, daß sich Kaufmanns- und Beamtschaft durch Heirat und Patenschaften vielfach untereinander verbanden, wodurch die Kammer zu einer Interessenvertretung des Königsberger Handels wurde. Dies kam etwa in der Freigabe des Transithandels für Tuche nach Polen und Rußland von 1771 zum Ausdruck, einer Maßnahme, die gegen Danzig und Riga gerichtet war. Die Berliner Zentralbehörden warnten vor einem zu großen Einfluß der Kaufleute, hier werde das Staats- dem Eigeninteresse nachgestellt. So kann es nicht wundern, daß solche Interessenkonflikte das Verhältnis von Zentrale und Provinz bestimmten und Zeugnisse eines selbstbewußten Bürgertums sind.

Ewa *Żebrowska* (Olsztyn/Allenstein) stellte ihren Vortrag „Das Hochpreußische im Ermland als Siedeldialekt und sein Schicksal nach dem Zweiten Weltkrieg“ unter die zwei Kernfragen, inwieweit die Siedlungsgeschichte auch die Dialektgeschichte widerspiegeln und was das Schicksal dieser Dialekte nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen sei. Der hochpreußische Dialekt entstand durch die Ostsiedlung. In einem Abriss der Siedlungsgeschichte des Ermlandes wurde der Verlauf dieses Prozesses dargestellt, in dem – vor allem im Süden des Ermlandes – durch schlesische Siedler und die intensiven Beziehungen zwischen Preußen und Schlesien mittels Kaufleuten, Klerikern oder Bauern auch das Schlesische eine bedeutende Rolle spielte. So entstand das Hochpreußische in Abgrenzung vom Niederdeutschen als koloniale Ausgleichssprache, ein Begriff, den Theodor Frings anhand des Schlesischen als Produkt aus dem Meißnischen und der Sprache des Alt(-siedel-)landes geprägt hat. Die Grenze zwischen diesen beiden Sprachzonen im Ermland bildete die Passarge. Mit der Vertreibung löste sich diese Sprachlandschaft auf, im Lande Verbliebene wurden polonisiert. Es blieben jedoch Sprachinseln erhalten, ganze Dörfer, in denen die alte Mundart weiterlebte, deren Schicksal mit der vergehenden Zeit aber absehbar ist.

Einen zweiten sprachlichen Ansatz bot Thomas *Braun* (Kiel) mit der „Wahrnehmung der Nachbarn in mundartlichen Redewendungen und Sprichwörtern ost- und westpreußischer Provenienz“. Das Sprichwort stellt dabei einen offenen Begriff dar, der auch Phrasen, Floskeln oder Klischees umfaßt. Grundlage ist das Gegensatzpaar von Nähe und Ferne, aus dem sich der Nachbar definiert. Handelt es sich um benachbarte Ortschaften, führen geographische Gegebenheiten häufig zu Spottwörtern. Bei benachbarten Landschaften wie Kaschubei, Oberland, Samland, Nehrung griffen ebenfalls Stereotypen. So sah man Kaschuben als langsam oder ungehobelt oder standhaft oder schlau an. Mit der Entfernung nimmt ihre Herabsetzung zu. Die Fischer der Kurischen Nehrung galten als trinkfest. Den Oberländern sagte man nach, sie „redeten sogar mit einer Kuh französisch, wenn nötig“. Der konfessionelle Gegensatz brachte härtere Bandagen mit sich: Negative Eigenschaften wurden herausgehoben, Schimpfwörter häufig benutzt. Die nationale Ebene zeigt noch schärfere Gegensätze. Der „Pole“ wurde zum Inbegriff nationaler Vorurteile, polnisch zu sein bedeutete ungeschickt, dumm, unordentlich, nicht korrekt zu sein. Die polnische Selbstbezeichnung wurde zum „Polacken“, zum Schimpfwort. Redensarten über Litauer waren weniger zahlreich und nicht unbedingt negativ. Sie galten als gute Reiter, wußten sich zu helfen, waren aber oft unzuverlässig. Auch zu Russen gab es nicht viele Redensarten.

Ihnen sagte man nach, kräftig zu sein und viel auszuhalten. Rußland war aber auch synonym für Armseligkeit.

Ronny *Kabus*, Leiter des Ostpreußischen Landesmuseums Lüneburg, gab in seinem Vortrag „Museum mit Zukunft? Der Beitrag des Ostpreußischen Landesmuseums zur Erforschung, Pflege und Verbreitung von Geschichte und Kultur Ostpreußens“ einen Einblick in die Arbeit seines Hauses. In einem geschichtlichen Abriss der Idee der Förderung ostdeutscher Landesmuseen durch den Bund ging er auf das seit 1958 bestehende Ostpreußische Jagdmuseum, den Vorgänger des seit 1987 bestehenden Landesmuseums, ein. Sein Haus sieht er in der Tradition der Königsberger Museen, so etwa der des alten Prussia-Museums. Ausgewählte Exponate und deren Erwerbungs-geschichte illustrierten die Arbeit des Lüneburger Museums.

Eine interessante Kontroverse boten Ingo *Haar* (Berlin), der über „Volkstumspolitik als Paradigma und der Königsberger Historikerkreis“ sprach, und Christian *Tilitzki* (Berlin) mit seinem Beitrag „Von der ‚Grenzlanduniversität‘ zum ‚geistigen Zentrum‘ nationalsozialistischer Neuordnung des Ostraumes? Aspekte der Königsberger Universitätsgeschichte im Dritten Reich“. *Haar* ging dabei vom Paradigma der Volks- und Kulturbodenforschung aus, deren Ziel die Revision von Versailles war. Über die Analyse der deutschen Minderheiten in den abgetretenen Gebieten sei es zu einem Aufstieg der völkischen Geschichtsschreibung gekommen. Auch die Königsberger Historiker um Hans Rothfels und Historiker der jüngeren Generation nutzten den Begriff des Volkstums als fachübergreifendes Moment. Dabei wurden Kriterienkataloge entwickelt, die – so *Haar* – der Selektierbarkeit im Sinne der NS-Ideologie nahe kamen. Der Aufbau der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft unter Federführung Albert Brackmanns und Hermann Aubins habe dann die Einbindung in die Volksgruppenpolitik des Nationalsozialismus vertieft. Man habe sich bemüht, eine Kontinuität zwischen der Siedlungspolitik Preußens und der des III. Reiches nachzuweisen, und das Führerprinzip in der Wissenschaft durchgesetzt. Die Quellenarbeit der Gemeinschaft habe als Basis der NS-Politik gedient. So sei die endgültige Integration in den NS-Staat nach 1938 problemlos erfolgt. Dem entsprach umgekehrt die Forderung der Politik nach einer Offensive der Volkstumsforschung unter dem Leitbegriff des deutschen Lebensraumes. Für diesen Prozeß stehe Otto Brunner als Leiter der Forschungsgemeinschaft. Mit Ausbruch des Krieges habe man nach neuen Grenzen für ethnisch zu entmischende Zonen zu suchen begonnen und so die Rechtfertigung zur Aussiedlung von Polen geschaffen, die die polnischen Westgebiete ins Reich integrieren sollte. Die Berliner Akademie zur Deutschen Volksliste schließlich habe als nachgeordnete Einrichtung des RSHA nach dem Angriff auf die Sowjetunion durch ihre Volkstumsforschung die wissenschaftlichen Grundlagen für Selektionen nach ethnischer Zugehörigkeit gelegt. Der Schritt zu einer rassistischen Volksbiologie sei aber nicht gemacht worden. *Haar* sieht die Volkstumsforschung als Form der Xenophobie, rassistisch ausschließend, politisch intentionalisiert mit einer innewohnenden Tendenz zur Rechtfertigung des Nationalsozialismus. Die Frage nach ihrem Wert für die Forschung nach 1945 sei aber noch offen.

Tilitzki legte seinem Vortrag die drei Fragen zugrunde, ob es einen determinierten Schritt von der Grenzlanduniversität zum Nationalsozialismus gegeben habe, wie tief

die Nazifizierung der Albertina gewesen sei und ob die Nazifizierung Einfluß auf die Ostforschung der Albertina gehabt habe. Zunächst habe die vom Gauleiter Koch betriebene Hochschulrevolution nach 1933 zur Entlassung zahlreicher Professoren wie Rothfels und Ziesemer geführt, und besonders in den Bereichen Medizin und Naturwissenschaften lasse sich ein Import von Nationalsozialisten belegen. Im Zuge solcher personeller Flurbereinigungen sei es nach 1933 zu einem Abbau der Ostforschung an den Universitäten gekommen. Die von der DDR-Forschung vertretene These eines Ausbaus der Ostforschung sei nachweislich ebenso falsch wie ihre Wiederholung durch Rezipienten wie Aly. Von diesem Abbau seien auch Königsberger Einrichtungen betroffen gewesen. So habe es auch bei den Historikern keinen Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte mehr gegeben, alle Versuche, Rothfels zu ersetzen, seien gescheitert, einen Erich Maschke habe man abgelehnt und nach Jena versetzt. Auch im Bereich des VDA habe es Ablösungen gegeben, wie Theodor Oberländer von seinen Aufgaben entbunden worden sei, weil das Regime überzeugt gewesen sei, er teile die NS-Expansionsvorstellungen eben nicht. Insgesamt seien die Ostforscher der anti-imperialistischen und föderalistischen Rothfels-Schule für die Nationalsozialisten unbrauchbar gewesen, weil für sie mit „völkisch“ ein Nebeneinander von Völkern und föderatives Denken verbunden gewesen sei. Die anschließende Diskussion der beiden Referenten zeigte, daß sie anhand identischer Quellen zu sich widersprechenden Folgerungen kamen, so daß man auf die Publikation der Beiträge und weitere Forschungen besonders gespannt sein kann.

In die Kunstgeschichte führte anschließend Reinharl *Strecke* (Berlin) „Auf unerträglichen Sandwegen und vor bedeutenden Bauwerken. Schinkels Dienstreise nach West- und Ostpreußen im Jahre 1834“. Inspektionsreisen führten Karl Friedrich Schinkel in den 1830er Jahren in verschiedene Provinzen Preußens. Die Baudirektion legte Wert auf solche Reisen ihrer Mitarbeiter, wobei besonders auf den Chausseebau geachtet werden sollte. So standen bei Schinkels preußischer Reise Baufragen der Provinz und Beobachtungen zum Straßenbau im Vordergrund. Schinkel verlieh seinem Zorn über Schlamperie beim Königsberger Straßenpflaster ebenso Ausdruck wie seiner Sorge um den Erhalt der alten Giebelhäuser der Stadt. Er plädierte für den Erhalt der verbliebenen Urwälder und für den des Dorfes Nidden. Auch die großen Baudenkmäler der Provinz betrachtete Schinkel unter denkmalpflegerischen Aspekten. Die Einflüsse dieser Reise kamen später in seinem Entwurf für die Berliner Bibliothek zum Ausdruck, in dem Bezüge zum Thorner Rathaus und zum Hochmeisterpalast in der Marienburg deutlich werden.

Der Aspekt der Denkmalpflege stand ebenfalls im Vordergrund von Stefan *Hartmanns* (Berlin) Referat zu „Kontinuität und Wandel in der ostpreußischen Denkmalpflege. Die Provinzialkonservatoren Adolf Bötticher und Richard Dethlefsen (1889–1928)“. Innerhalb der Behörden besaßen die Konservatoren in Hinblick auf die Denkmalerhaltung nur beratende Funktion. Dies hob die Bedeutung der Vereine im Vorfeld der Denkmalpflege wie der Altertumsgesellschaft Prussia, der Physikalisch-Technischen Gesellschaft oder der Altertumsgesellschaft Insterburg. Mit ihnen arbeitete Bötticher bei seiner Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler eng zusammen. Sie

sollte die Bedeutung des Denkmalschutzes unterstreichen, den Bötticher durch die Verwaltung nur unzureichend gewährleistet, als zu feinsinnig für die „ostpreußischen Halbbrussen“ sah. Sein Nachfolger Dethlefsen stieg über Arbeiten am Königsberger Dom zum Provinzialkonservator auf. Er verfocht eine wissenschaftliche Denkmalpflege, zog die Restaurierung der Rekonstruktion vor und stand so in ständigem Konflikt mit Pfarrern und Gemeinden wegen baulicher Veränderungen an ihren Kirchen. Seine gedruckten Jahres- und Tätigkeitsberichte sind bis heute eine bedeutende Quelle für die Kunstgeschichte. Dethlefsen erreichte 1929 den Beginn einer Neuinventarisierung der Kunstdenkmäler der Provinz und kritisierte scharf die Zufälligkeit der Auswahl aus der Inventarisierung Böttichers, die der Aufnahme in den damaligen Dehio-Band zugrunde lag.

Schließlich gab Gabriele *Wiesemann* (Bonn) mit ihrem ihrer kunsthistorischen Dissertation entnommenen Vortrag einen Einblick in „Das Königsberger Werk des Architekten Hanns Hopp (1890–1971)“, dessen Werk bis 1927 ebenso eindeutig expressionistische Züge trägt, wie es nach 1927 an der neuen Wirklichkeit orientiert ist. Hopp, 1890 in Lübeck geboren, war seit 1919 Leiter des Städtischen Bauamtes in Königsberg. Dies gab ihm während der 20er Jahre ungewöhnlich freie Gestaltungsmöglichkeiten. Die Weltwirtschaftskrise führte 1929 zu seiner Entlassung. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er diffamiert und verfolgt. Später trat er in die Reichskulturkammer ein, baute aber nur noch private Häuser. Im Jahre 1944 verließ er Königsberg und ging nach Dresden. Die wichtigsten Bauten seiner Königsberger Zeit waren:

1912	Atmat-Brücke in Memel
1921	Haupteingang der Ostmesse in Gestalt eines Basarzeltens
1922	Empfangsgebäude des Flugplatzes
1922/23	Handelshof
1924/25	Haus der Technik (Messehalle für technisches Gerät)
1927	Wasser- und Aussichtsturm in Pillau
1927	Kino „Capitol“ (erster Bau im neuen Stil, besonders in der Innenausstattung)
1928/30	Mädchengewerbeschule
1929/30	Parkhotel
1932/33	Reichsrundfunkgebäude

Nach dem Krieg machte Hopp eine zweite Karriere in der DDR. 1945 trat er in die KPD ein und war seit 1949 für alle Hochbauprojekte zuständig. In dieser Funktion entwickelte er Wiederaufbaupläne in Anlehnung an Le Corbusier. Als Ulbricht auch eine architektonische Nachahmung der UdSSR forderte, war Hopp dafür der ideale Ansprechpartner. In seiner Ausbildung während der Kaiserzeit hatte er gelernt, vollendet mit den architektonischen Elementen des historistischen Baukastens zu arbeiten. So geht die Stalinallee 1951/52 auf seine Entwürfe zurück. Hopp wurde 1957 emeritiert und ist 1971 verstorben.

Zum Abschluß ihres reich bebilderten Vortrages gab die Referentin noch einen Überblick über den heutigen Erhaltungszustand der Königsberger Bauten Hopps.

Wird die Gewerbeschule heute zwar als Offiziersheim genutzt, so sind die anderen Bauten nur beschädigt, als Torso oder gar nicht mehr erhalten. Es bleibt nicht viel Zeit, diese Denkmäler der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu retten.

Markus *Bauer*, Leiter des in Aufbau befindlichen Schlesischen Museums Görlitz, führte die interessierten Teilnehmer zu Sehenswürdigkeiten der Stadt. Höhepunkte des Rundgangs waren die Besichtigung der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften und des noch in Renovierung befindlichen Schönhofes, der einmal das Schlesische Museum Görlitz beherbergen wird, und der Peter- und Paulskirche. Die Bibliothek entstand im Jahre 1950 durch Vereinigung der Büchersammlung der 1779 gegründeten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und der 1727 als Legat nach Görlitz gelangten Milichschen Stadt- und Gymnasialbibliothek, ursprünglich eine Privatsammlung der Schweidnitzer Juristen Johann und Johann Gottlieb Milich. Leider haben beide Einzelbibliotheken große Verluste durch kriegsbedingte Auslagerungen in Gebiete östlich der Oder zu verzeichnen, die dazu führten, daß wertvolle Bestände heute in Breslau und in Krakau liegen. Der heutige Bestand umfaßt u. a. ca. 110.000 Bände, 145 Handschriften und 60 Inkunabeln, die in einem pittoresken Ensemble aufeinanderfolgender Triumphbögen aufgestellt sind.

Mit der Ankündigung des Vorsitzenden der Historischen Kommission, Bernhart Jähnig, für das nächstjährige Treffen in Allenstein schloß eine erfolgreiche Tagung, der auch das regnerische Wetter, das die Teilnehmer ausgerechnet während ihres Stadtrundganges traf, keinen Abbruch tun konnte.

Am Vorabend der Tagung traten 21 Mitglieder der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung zur jährlichen Versammlung zusammen. Sie stand deutlich im Zeichen des plötzlichen Todes von Hartmut Boockmann im vergangenen Jahr. Sein Werk und seine Verdienste um Landesforschung und Historische Kommission würdigte Udo Arnold in einem Nachruf. Udo Arnold kehrte durch die notwendig gewordene Nachwahl als stellvertretender Vorsitzender in den engeren Vorstand der Kommission zurück. Er betonte aber, mit dem Ablauf der Wahlperiode in zwei Jahren nicht mehr zur Verfügung stehen zu wollen. An seiner Statt wurde Dieter Heckmann zum Beisitzer gewählt. Als neue Mitglieder durch Zuwahl begrüßte die Historische Kommission Bernhard Fisch (Stadtroda), Reinhard Goltz (Kiel) und Lutz Oberdörfer (Greifswald).

In seinem Tätigkeitsbericht gab der Vorsitzende, Bernhart Jähnig, einen Überblick über die Arbeit der Kommission. Besondere Erwähnung verdient das seit 20 Jahren projektierte Quellen- und Arbeitsbuch zur Geschichte Preußens im Mittelalter, das nunmehr konkrete Gestalt annimmt; Verhandlungen mit einem Verlag sind aufgenommen. Neben den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden traten die Berichte des Kassenswarts und der Kassenprüfer. Der Vorstand wurde durch die Mitglieder entlastet, der Fördererbeitrag auf DM 100,— festgesetzt.

Die Jahrestagung 2000 soll vom 15. bis 18. Juni in Allenstein stattfinden und der sich zum 80. Male jährnden Volksabstimmung von 1920 gewidmet sein. Im Jahre 2002 schließlich soll der 400. Todestag von Johannes Bretke im Vordergrund stehen.

Preußische Jagdfalken als Gradmesser für die Außenwirkung europäischer Höfe des 15. und 16. Jahrhunderts

Von Dieter Heckmann

„Regi Hispaniarum 10, regi Franciae 8, reginae Angliae 8“. Diesen Vermerk hat ein herzoglich-preußischer Kanzlist auf der Rückseite des Entwurfs eines Briefes angebracht, den Herzog Albrecht Friedrich am 6. Oktober 1568 an König Philipp II. von Spanien gesandt hat. In dem Schreiben teilt der preußische Herzog mit, er wolle die jährliche Gewohnheit seines jüngst verstorbenen Vaters fortsetzen und dem König vermittle des briefzeitigen Falkners ein Geschenk in Gestalt von Jagdfalken darbieten¹. Die Ziffern des Vermerks müssen sich demnach auf die Anzahl der versandten Beizvögel an die Könige von Spanien, Frankreich und England beziehen. Dabei fällt auf, daß der Herzog den Spanier mit 10 und den französischen König und die englischen Königin mit jeweils acht Vögeln bedenken ließ. Daß die ungleiche Verteilung kein Zufall war, belegen beispielsweise die Falkensendungen des Kurfürsten und preußischen Herzogs Johann Sigismund von Brandenburg aus den Jahren 1613 und 1615. Der Kurfürst verehrte 1613 dem Kaiser und dem König von Frankreich je 12 Falken und sechs Tertzeln genannte „gewöhnliche“ Falken und dem englischen König und dem Prinzen Moritz von Oranien je acht Falken und vier Tertzeln. Im Jahre 1615 dagegen erhielten der Kaiser 12 Falken und sechs Tertzeln, der französische König und Moritz von Oranien je 12 Falken und vier Tertzeln und der König von England 10 Falken und vier Tertzeln². Demnach scheinen bei der Versendung und bei der Verteilung von Jagdfalken an die Empfänger politische Gründe eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Die deutlichen Unterschiede bei den Sendungen der Jahre 1613 und 1615 wie auch bei der von 1568 gestatten Rückschlüsse auf bestimmte Gepflogenheiten, denen es im folgenden nachzuspüren gilt. Dabei werden vornehmlich Fragen nach den Ursachen und der Bedeutung dieser Gewohnheiten im Vordergrund stehen.

Der Versand von Jagdfalken an europäische Höfe durch die Herzöge in Preußen gehört zu den Gebräuchen, die sie von ihren Vorgängern, den Hochmeistern des Deut-

¹ Die Beziehungen der Herzöge in Preußen zu West- und Südeuropa (1525-1688). Regesten aus dem Herzoglich-preußischen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Dieter Heckmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 47), Köln, Weimar u. Wien 1999, Nr. 529. Abkürzungen und Siglen: Altsign. = Altsignatur; Anm. = Anmerkung; Bd. = Band; bearb. = bearbeitet; Bl. = Blatt; Bll. = Blätter; ders. = derselbe; Diss. phil. = Dissertation an der Philosophischen Fakultät; ed. = edited; EM = Etats-Ministerium; f. = folgende; GStAPK = Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz; HA = Hauptabteilung; HBA = Herzogliches Briefarchiv; hrsg. = herausgegeben; Hist. StA = Historisches Staatsarchiv; m/m. = Mark; Nr. = Nummer; Nrr. = Nummern; r = recto; S. = Seite; s. = siehe; Sp. = Spalte; s.v. = sub verbo; u. a. = und andere; v = verso; vgl. = vergleiche; vol. = volume; z. B. = zum Beispiel.

² Friedrich Mager: Wildbahn und Jagd Altpreußens im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte, Neudamm u. Berlin 1941, S. 279f.

schen Ordens, übernommen haben³. Diese Tradition hat allerdings insofern eine Einschränkung erfahren, als in der Herzogszeit Falkensendungen an italienische und skandinavische Höfe oder nach Rußland offenbar nicht und an Reichsstände nur vereinzelt vorkommen.

Diese Aussage beruht auf Versandlisten, die die Jahre zwischen 1533 und 1540, 1542 und 1544, 1546 und 1557, 1559 und 1560, 1562 und 1563 sowie zwischen 1565 und 1569 betreffen⁴. Besonders auffallend dabei ist, daß nicht einmal König Christian III. von Dänemark, der immerhin Schwager und enger Verbündeter des ersten preußischen Herzogs, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, war, zu den Begünstigten zählte⁵. Über die hierfür maßgebenden Gründe lassen sich nach derzeitiger Quellenlage nur Vermutungen anstellen. Vielleicht fehlten einfach die Verbindungen zu den entsprechenden Höfen, oder sie waren zu unbedeutend. Möglich ist aber auch, daß sie wie im Falle von Dänemark so gefestigt waren, daß sich Falkengeschenke erübrigten.

Das Vorrecht des preußischen Herzogs, Falken zu versenden, wurzelte ebenfalls in der Ordenszeit. Im Jahre 1354 hatte Hochmeister Winrich von Kniprode nämlich festgesetzt, daß alleine dem Meister das Recht auf Versendung von Falken zustehe⁶. Diese Bestimmung galt jedoch nicht für das Verschicken von Falken innerhalb des Ordens, wie es die zahlreichen Einträge im Marienburger Tresslerbuch von 1399 bis 1409⁷ belegen. Daß die Hochmeister mit ihren Falkengeschenken Diplomatie betrieben haben, ist seit langem bekannt⁸ und braucht hier nicht vertieft zu werden. Bemerkenswert in dem Zusammenhang ist aber, daß sie dabei sehr genau zu unterscheiden wußten, und zwar sowohl hinsichtlich der Art als auch in der Anzahl der verschickten Beizvögel. Der Versand von Falken durch den Hochmeister am 11. Dezember 1405 mag dies beispielhaft belegen: Konrad von Jungingen ließ zwei mit Leinwand bespannte Holzkäfige, Kasen genannt, mit Platz für 10 Jagdfalken⁹ zu den drei österreichischen Herzögen und je eine Kase zu dem böhmischen König und zu dem neuen Römischen König Ruprecht bringen. Eine Kase war bestimmt für den Grafen von Württemberg und den Markgrafen von Meißen, eine für den Herzog von Sachsen und für den Burggrafen

³ Zur Verbreitung der Beizjagd s. Sigrid Schwenk, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1, hrsg. von Robert Auty u. a., München u. Zürich 1980, Sp. 1825 f., s. v. Beizjagd.

⁴ Im Anhang vollständig ediert.

⁵ Walther Hubatsch: Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Deutschordenshochmeister und Herzog in Preußen 1490-1568 (Studien zur Geschichte Preussens, 8), Heidelberg 1960, S. 257 f.

⁶ Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften, hrsg. von Max Perlbach, Halle 1890, S. 154 (Gesetze III.9): „Niemandes sall valcken versinden dan der meyster“.

⁷ Das Marienburger Tresslerbuch der Jahre 1399-1409, hrsg. von [Erich] Joachim, Königsberg 1896. Die Belege hat zusammengestellt Jürgen Sarnowsky: Die Wirtschaftsführung des Deutschen Ordens in Preußen (1382-1454) (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 34), Köln, Weimar u. Wien 1993, S. 682 (Tabelle 118). Dabei kam es vor, daß preußische und livländische Gebietiger und Prälaten dem Hochmeister Falken sowohl als Geschenk wie auch als zu bezahlende Lieferung zugesandt haben, s. z. B. Tresslerbuch, S. 406.

⁸ Siehe beispielsweise Gustavgeorg Knabe: Preußische Falken im Dienste der Politik des Deutschen Ordens, Preußenland 7 (1969), S. 17-21.

⁹ Knabe, S. 18.

von Nürnberg, eine für die Erzbischöfe von Mainz und Trier, eine für den Erzbischof von Köln und den Grafen von Katzenelnbogen, eine für den Herzog von Geldern und den „Herzog“ von Kleve und eine Kase für den „Herzog“ von Holland und den Koblenzer Komtur. Dem masowischen Herzog schließlich ließ der Hochmeister vier Falken nach Plock überstellen¹⁰. Konrad von Jungingen behandelte offensichtlich die rheinischen Kurfürsten gleich, indem jeder von ihnen fünf Falken erhielt. Dieselbe Anzahl gebührte wohl auch Herzögen wie denen von Sachsen und Geldern. Insofern liegt die Vermutung nahe, daß auch dem Oberhaupt des Deutschen Ordens die Faustregel „Jedem das Seine gemäß seinem Stande“ – wie sie beispielhaft bei der Vergabe von Ehrengeschenken durch die Reichsstadt Metz überliefert ist¹¹ – bekannt war. Wie fein der Hochmeister zu unterscheiden wußte, läßt sich auch aus der Behandlung der übrigen Empfänger erschließen. Daß der Herzog von Masowien nicht mit einem Erzbischof oder Herzog im Römischen Reich auf die gleiche Stufe zu stellen war, deutet Konrad von Jungingen mit nur vier statt fünf Jagdfalken an. Mit jenen vergleichbar allerdings erachtete er den Grafen von Württemberg, den Burggrafen von Nürnberg, den Markgrafen von Meißen und den Grafen von Katzenelnbogen, denn sie erhielten wie die Erzbischöfe und Herzöge je fünf Beizvögel. Von diesem Empfängerkreis heben sich dann nochmals die Grafen von Kleve und Holland ab, da Jungingen ihnen durch die Betitelung mit „Herzog“ zu den fünf Falken noch eine Standeserhöhung zugestanden oder sie vorweggenommen hat wie im Falle von Kleve, das der Kaiser im Jahre 1417 zum Herzogtum erhob. Am auffallendsten jedoch dürfte die Mißachtung der Standesunterschiede zwischen dem Römischen König einerseits und dem König von Böhmen andererseits gewesen sein. Hauptgrund für ein solches Verhalten war wohl die Absetzung des böhmischen Königs Wenzel als Römischer König und die Wahl Ruprechts im Jahre 1400, die der Böhme nie anerkannt hat¹². Der Hochmeister wollte es offensichtlich vermeiden, sich in dieser Sache festzulegen. Die Berücksichtigung des Koblenzer Deutschordenskomturs, der mit der Falkensendung wie ein auswärtiger Landesherr behandelt wurde, war keine Ausnahme; denn der Landkomtur von Österreich, der wie sein Koblenzer Amtsbruder Vorsteher einer hochmeisterlichen Kammerballei¹³ war, gehörte ebenfalls zu den auserwählten Or-

¹⁰ Tresslerbuch, S. 362.

¹¹ Dieter Heckmann: Andre Voey de Ryneck: Leben und Werk eines Patriziers im spätmittelalterlichen Metz, Diss. phil. Saarbrücken 1986, S. 86.

¹² František Graus: Das Scheitern von Königen: Karl VI., Richard II., Wenzel IV., in: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich, hrsg. von Reinhard Schneider (Vorträge und Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, 32), Sigmaringen 1987, S. 17-37, hier: S. 21-23.

¹³ Für Falkensendungen an die Landkomture von Böhmen und Bozen, die schon vor 1410 ebenfalls unmittelbar dem Hochmeister unterstanden, ließen sich im Tresslerbuch keine Belege ermitteln. Für die Auszeichnung der Vorsteher der Kammerballeien Koblenz und Österreich bedurfte es demnach noch zusätzlicher Gesichtspunkte, wie beispielsweise die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Ballei oder persönliche Bindungen; zu den Kammerballeien s. Klaus Miltzer: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 16), Bonn-Godesberg 1970.

densbrüdern¹⁴. In ähnlicher Weise behandelte der Hochmeister den Deutschmeister, nur daß dieser wohl in ständiger Erinnerung an seine Rangordnung und Gehorsamspflicht gehalten war, die ihm verehrten Jagdfalken in der Art einer Holschuld in Preußen in Empfang zu nehmen¹⁵.

Die Hochmeister verstanden es auch, um die Gunst eines Herrschers oder Fürsten mittels Verehrung seltener Falken zu werben. Beispielsweise gehörten der Kaiser, der Römische König¹⁶, der Herzog von Burgund und der Markgraf von Meißen¹⁷ zu den Abnehmern von Gerfalken, weißen Habichtten oder anderen kostbaren Beizvögeln¹⁸. Eine besondere Auszeichnung des burgundischen Herzogs Johann Ohnefurcht läßt sich im Tresslerbuch erst seit dem Jahr 1409 belegen, was sicherlich mit dem gewaltigen Machtzuwachs Burgunds nach der Ermordung Ludwigs von Orléans am 23. November 1407 und der Schlacht von Othée am 23. September 1408 im Zusammenhang steht¹⁹. Markgraf Wilhelm II. von Meißen gehörte ebenfalls zu den Fürsten, deren Freundschaft der Hochmeister zu gewinnen hoffte. Jener verwaltete nämlich damals gemeinsam mit seinem Bruder, dem sächsischen Kurfürsten Friedrich I., die Markgrafschaft, die ihnen aus dem Erbe des 1407 verstorbenen Markgrafen Wilhelm I. zugefallen war²⁰.

Allzu regelmäßige Falkensendungen ließen bei den Empfängern mitunter Erwartungshaltungen aufkommen, die den Sinn der Geschenke in ihr Gegenteil kehrten. So drohte etwa der Pfalzgraf bei Rhein im Jahre 1417 damit, den für den Hochmeister bestimmten Wein mit dem gebührenden Zoll zu belegen, falls ihm weiterhin nur fünf und nicht wie früher acht Falken zugestanden würden²¹. Minderzahlen wurden zuweilen mit witterungsbedingten Einflüssen, die den Falkenfang beeinträchtigt hätten, entschuldigt. Dieses läßt sich besonders deutlich an den Begleitschreiben zu den Falkensendungen des Jahres 1538 verfolgen. Herzog Albrecht schob nämlich in seinen Falkenbriefen an den Römischen König Ferdinand²², an Heinrich VIII. von England, Heinrich II. von Navarra und an Charles Brandon, den Herzog von Suffolk, die geringe Anzahl der mitgesandten Jagdfalken auf Unbilden der Witterung, die den Vogelfang beeinträchtigt hätten²³. In seinem Schreiben vom 18. Oktober 1538 an den Herzog von Aarschot, Philipp von Croy, teilt der preußische Herzog gar mit, er könne ihm

¹⁴ Tresslerbuch, S. 272.

¹⁵ Siehe z. B. Tresslerbuch, S. 512: „item 2 m. Friczchen des gebitegers von Dutschen landen lofer, der dy falken ustrug“.

¹⁶ Siehe z. B. die von Sarnowsky, S. 839f., edierten Aufzeichnungen über die im Jahre 1449 und zwischen 1451 und 1453 verschickten Falken.

¹⁷ Tresslerbuch, S. 469, 544 und 586.

¹⁸ Zu den verschiedenen Arten von Jagdfalken s. Mager, S. 270–275.

¹⁹ Richard Vaughan: John the Fairless. The growth of Burgundian power, London u. New York 1979, S. 44–66.

²⁰ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 43, Berlin 2(1971), Sp. 118–124, s. n. Wilhelm I. und Wilhelm II. von Meißen.

²¹ Sarnowsky, S. 382f.; weitere Beispiele bei Knabe, S. 20.

²² HBA A1 Kasten 4 zu 1538 Dezember 3 (Dankschreiben Ferdinands).

²³ HBA G, Nrr. 49, 50 und 52.

wegen der schlechten Fangsaison in diesem Jahr überhaupt keine Falken verehren, verspricht aber, ihn künftig zu bedenken²⁴.

Unter der Voraussetzung, daß die jährlichen Versandzahlen im großen und ganzen auch die Fangergebnisse in den entsprechenden Jahren widerspiegeln, nimmt sich das Jahr 1538 mit insgesamt 55 Falken nicht besonders auffällig aus. Die durchschnittliche Anzahl der jährlich verschickten Beizvögel beträgt nämlich rund 57. Diese Angaben ließen sich aus den 1769 Jagdfalken errechnen, die den Versandlisten nach in den Jahren 1533 bis 1569 den Herzogshof verlassen haben. Eher Anlaß zu vielfachen Entschuldigungen hätten dagegen die geringen Zahlen zu den Jahren 1534 (46 Falken), 1536 (36 Falken), 1544 (40 Falken), 1548 (45 Falken) oder 1549 (43 Falken) geboten. In den Falkenbriefen der West- und Südeuropaabteilung des Herzoglichen Briefarchivs zum Beispiel sind solche Formulierungen jedoch nur zum Jahr 1549 nachweisbar²⁵. Umgekehrt häufen sich die Anzeichen dafür, daß diese Art von Entschuldigung als Vorwand diente. Im Herbst des Jahres 1535 ließ Herzog Albrecht beispielsweise insgesamt 70 Jagdfalken versenden. Davon erhielten der Römische König Ferdinand acht, der hessische Landgraf Philipp acht, die Statthalterin in den Niederlanden, Königin Maria von Ungarn, acht, Herzog Karl von Geldern sechs, Heinrich VIII. von England 10, der Herzog von Suffolk acht, der König von Frankreich 12 und König Heinrich II. von Navarra 10²⁶. Wohl angesichts der Tatsache, daß der Herzog im Jahr zuvor dem englischen König noch 12 Beizvögel verehrt hatte²⁷, entschuldigte er in seinem Falkenbrief vom 22. Oktober 1535 die um zwei verringerte Anzahl mit dem schlechten Vogelfang²⁸. Aufrichtiger wirkt im Vergleich dazu die Entschuldigung bei König Heinrich von Navarra. Daß er ihm nur noch 10 Falken (statt der 15 im Jahre 1534²⁹) zusenden könne, so Herzog Albrecht in seinem Schreiben vom 20. Oktober 1535, bitte er mit seinem Wunsche zu entschuldigen, auch andere Herren und Freunde zu bedenken³⁰. Im Jahre 1536 ließ dann der preußische Herzog – wohl wegen des Krieges zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. um Savoyen – keine Falken nach Frankreich und England senden³¹. Ein Jahr später jedoch erhielt Heinrich VIII. wiederum dieselbe Anzahl von Beizvögeln wie Franz I. von Frankreich, nämlich 12. Im Falle von Navarra hielt dagegen der Rückgang an: Herzog Albrecht bedachte Heinrich II. 1537 mit acht und in den nächsten beiden Jahren gar nur noch mit sechs Falken. Von 1540 an fehlt der Name des Königs von Navarra in den Versandlisten³².

Was hat nun im Jahre 1535 Herzog Albrecht unter offensichtlicher Vorspiegelung falscher Tatsachen dazu bewogen, dem englischen König weniger Falken als im Jahr

²⁴ HBA G, Nr. 51.

²⁵ HBA G, Nrr. 171 und 177.

²⁶ Anhang, Bl. 3.

²⁷ HBA G, Nr. 9; Anhang, Bl. 2r.

²⁸ HBA G, Nr. 20.

²⁹ HBA G, Nr. 17, dazu vgl. Anhang, Bl. 2r, wo nur 12 Falken angegeben sind.

³⁰ HBA G, Nr. 17.

³¹ Anhang, Bl. 5r.

³² Anhang, Bll. 6r–13r.

davor zukommen zu lassen? Die vielleicht naheliegendste Erklärung dürfte im Zusammenhang mit der dänischen „Grafenfehde“ zu suchen sein, in die auch Lübeck verstrickt war. Heinrich VIII. hatte nämlich noch nach dem Sturz des Lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenwever Verhandlungen mit diesem aufgenommen. Dabei beabsichtigte der ehemalige Bürgermeister, mit englischer Unterstützung den Krieg Lübecks gegen Christian III. von Dänemark, den Herzog Albrecht zur selben Zeit mit einer Flotte unterstützte³³, fortzusetzen³⁴. Der preußische Herzog, der diese Verhandlungen sicherlich beargwöhnte, wollte offensichtlich mit der Minderzahl an Falken ein Zeichen seiner Mißbilligung setzen. Sie sollte aber nicht zu durchscheinend wirken, so daß ein Vorwand erhalten mußte.

Auch 1538 scheint das Ansehen Heinrichs VIII. und seines Beraters, des Herzogs von Suffolk, am preußischen Hof beschädigt gewesen zu sein. Es sah nämlich eine Zeitlang so aus, als hätten sich Papst, Kaiser und französischer König zusammengefunden, um Heinrich VIII. vom Thron zu stürzen³⁵. Am auffallendsten jedoch ist der Verfall des Ansehens von Heinrich II. von Navarra. Im Jahre 1534 stand der Navarrese bei Herzog Albrecht in einer derartigen Hochschätzung, daß ihm der preußische Herzog sogar 15 Falken, drei mehr als den Königen von Frankreich und England, zugestand³⁶. Vielleicht war es die zu Vergleichen mit seinem eigenen Schicksal einladende Stellung, die Herzog Albrecht für Heinrich II. eingenommen hat: War Heinrich nicht der Fürst, der es verstanden hatte, im Grenzbereich zwischen Frankreich und Spanien ein mehr oder weniger selbständiges und überdies wirkungsvoll verwaltetes Staatsgebilde aufzubauen, der offen war für reformatorisches Gedankengut und der danach trachtete, die verlorenen Landesteile vom übermächtigen Nachbarn Spanien zurückzugewinnen? Diese Einschätzung dürfte jedoch allmählich vor der Erkenntnis gewichen sein, daß der König von Navarra nicht mehr zu den verlässlichen Gegnern des Kaisers und gleichzeitigen spanischen Königs zu zählen sei. Das Eheprojekt zwischen Heinrichs Erbtochter Johanna und dem spanischen Kronprinzen Philipp, das Franz I. von Frankreich eine Zeitlang unterbinden konnte, wurde nämlich während des Frankreichaufenthaltes Karls V. im Winter 1539/1540 wiederaufgenommen. Jedenfalls versetzte es den französischen König derart in Schrecken, daß er eilig seine Nichte am 14. Juli 1541 mit Herzog Wilhelm von Kleve, einem entschiedenen Gegner des Kaisers, verheiratete³⁷. Die preußischen Falkensendungen an den König von Navarra brachen

³³ Kurt Forstreuter: Die preußische Kriegsflotte im 16. Jahrhundert, in: ders.: Beiträge zur preussischen Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert (Studien zur Geschichte Preussens, 7), Heidelberg 1960, S. 73–164, hier: S. 125 f.

³⁴ Philippe Dollinger: Die Hanse, Stuttgart ⁴1989, S. 423.

³⁵ James Gairdner: Henry VIII, in: The dictionary of national biography, vol. 9, ed. by Leslie Stephen and Sidney Lee, Oxford ²1921–1922, S. 527–545, hier: S. 540 f.

³⁶ Am 11. Januar 1535 dankt Heinrich von Navarra für 15 Falken, HBA G, Nr. 13; s. dagegen EM 53f, Nr. 10, Bl. 2r, wo nur 12 Falken verzeichnet sind.

³⁷ Jean-Pierre Babelon: Henri IV, Paris 1982, S. 25–31; Ludwig Pfandl: Philipp II. Gemälde eines Lebens und einer Zeit, München 1938, S. 50–53; Ivan Cloulas: Henri II, Paris 1985, S. 107.

wohl kaum zufällig nach Bekanntwerden der Eheabsprachen zwischen dem navarresischen und dem spanischen Hof ab. Im Vergleich hierzu lassen sich über die wahren Gründe für das Ausbleiben eines Falkengeschenks an den Herzog Philipp von Aarschot im Jahre 1538 nicht einmal Mutmaßungen anstellen. Dafür ist nämlich die derzeitige Quellengrundlage zu schmal. Es bleibt lediglich festzustellen, daß Herzog Albrecht sein Versprechen, Aarschot künftig wieder mit Falken zu bedenken, nie eingehalten hat.

Das überragende Ansehen, das Franz I. von Frankreich am preußischen Hof genossen hat, spiegelt sich nicht nur in der Anzahl, sondern auch in der Art der jährlich verschickten Beizvögel wider. Den Versandlisten zufolge ließ der preußische Herzog dem französischen König in den Jahren 1537 und 1540 innerhalb der ihm zugedachten Kontingente von 12 und 10 Tieren jeweils einen Gerfalken zukommen³⁸. Die Verbindung von Quantität und Qualität läßt sich bei keinem anderen damaligen Empfänger in solcher Deutlichkeit nachweisen.

Art und Anzahl der verschenkten Falken dürften zudem die Stellung und Außenwirkung hochgestellter Persönlichkeiten an den Königs- oder Fürstenhöfen anzeigen. Die erwähnte Mißachtung des Herzogs von Aarschot nach 1538 scheint in diese Richtung zu zeigen, obwohl Belege dafür nicht zu erbringen waren. Sehr deutlich dagegen lassen sich Stellung und Ansehen einer einflußreichen Person am Beispiel des Konnetabels von Frankreich, Anne de Montmorency, skizzieren. In den Versandlisten ist der Konnetabel unter den Empfängern eines herzoglichen Falkengeschenks erstmalig zum Jahr 1540 nachweisbar. Der Herzog ließ bei dieser Gelegenheit Montmorency gleich fünf Jagdfalken zustellen. Offensichtlich hatte Herzog Albrecht sogar daran gedacht, dem Konnetabel noch mehr zuzugestehen, denn die Anzahl der Falken ist in der Liste nach unten berichtigt worden³⁹. In den Jahren 1541 und 1542 erhielt Montmorency jeweils acht Beizvögel⁴⁰. Danach fehlt sein Name unter den Empfängern. Erst 1547 erscheint er wieder, und zwar als Adressat von acht Jagdfalken. In seinem Brief vom 18. Oktober 1547 an Montmorency macht Herzog Albrecht für das Ausbleiben von Falkensendungen in den zurückliegenden Jahren eine Vielzahl trauriger Anlässe, teils öffentliche, teils private, verantwortlich⁴¹. Daß mit den öffentlichen Anlässen mit Sicherheit der Krieg Franz I. gegen Karl V. und Heinrich VIII. von England gemeint war, läßt sich daraus erschließen, daß weder der englische noch der französische König in den Jahren 1544 bis 1546 zu den Abnehmern preußischer Jagdfalken gehörten⁴². Die traurigen privaten Anlässe hingegen waren wohl eine Anspielung des Herzogs auf den Verlust seiner ersten Gemahlin Dorothea von Dänemark, die erst wenige Monate zu-

³⁸ EM 53f, Nr. 10, Bl. 7r und 13r.

³⁹ Anhang, Bl. 13r.

⁴⁰ HBA G, Nr. 96 und Anhang, Bl. 14r.

⁴¹ HBA G, Nr. 139.

⁴² Henry VIII (wie oben Anm. 35), S. 543; Roman d'Amat: François 1^{er}, in: Dictionnaire de biographie française, tome 14, hg. von Marcel Prevost, Roman d'Amant und Henri Tribut de Morembert, Paris 1979, Sp. 1005–1012, hier: Sp. 1011 f.

vor, nämlich am 11. April 1547, verstorben war⁴³. Die wahren Ursachen für das Ausbleiben von Falkengeschenken an den Konnetabel dürften der Entschuldigung zum Trotz mit der Ungnade zusammenhängen, die sich Montmorency zwischen Oktober 1540 und Mitte Juni 1541 allmählich zugezogen hatte und die ihn veranlaßte, sich am 15. Juni 1541 vom französischen Hofe zurückzuziehen. Dorthin kehrte er erst zurück, als ihn Heinrich II. von Frankreich noch am Todestag seines Vorgängers Franz' I., der auf den 31. März 1547 fiel, hatte zu sich rufen lassen⁴⁴.

An der Versandliste zum Jahr 1550 läßt sich beispielsweise ablesen, daß der preußische Herzog bei der Vergabe von Falken auch Unterschiede zwischen Mitgliedern ein und derselben Hofgesellschaft machte. Ihr zufolge erhielten der Herzog von Somerset und Lord Protector, Edward Seymour, vier und der Markgraf von Northampton, William Parr, fünf Beizvögel⁴⁵. Für die Bevorzugung Parrs vor dem damals noch minderjährigen König Eduard VI. läßt sich möglicherweise sein Einsatz für einen Ausgleich, ja sogar für ein Bündnis zwischen England und Frankreich verantwortlich machen⁴⁶. Herzog Albrecht konnte nämlich schwerlich Gefallen daran finden, daß der mit ihm freundschaftlich verbundene französische König Opfer der Einkreisungspolitik Kaiser Karls V. werden würde.

Die gewählten Beispiele aus der Ordenszeit und dem 16. Jahrhundert dürften gezeigt haben, daß die von den Hochmeistern und ihren herzoglichen Nachfolgern in Preußen als Mittel der Diplomatie eingesetzten Jagdfalken das Ansehen widerspiegeln, das vornehmlich mittel- und westeuropäische Könige und Fürsten und ihre engsten Berater beim Hochmeister oder Herzog genossen. Schwankungen in Art und Anzahl der verschickten Tiere oder Abbrüche von Falkensendungen sind häufig von einem zum anderen Jahr zu beobachten. Die dafür als Entschuldigungen angegebenen Gründe entpuppten sich bei näherem Hinsehen zumeist als Vorwände. Art und Anzahl der verschickten Beizvögel gestatten es daher, die im betreffenden Jahr vorherrschende Wirkung eines Empfängers auf den preußischen Hof in der Art eines „Stimmungsbarometers“ abzulesen. Eine systematische Untersuchung der in den Quellen der Ordens- und Herzogszeit belegten Fälle könnte somit die Grundlage für eine entsprechende Graphik bieten, an der sich Quelleninterpretationen oder allgemeinere Sehweisen zu den diplomatischen Beziehungen Preußens – und mutatis mutandis anderer Länder – messen ließen.

⁴³ Iselin Gundermann: Herzogin Dorothea von Preussen 1504-1547 (Studien zur Geschichte Preussens, 9), Köln u. Berlin 1965, S. 216.

⁴⁴ Cloulas (wie oben Anm. 37), S. 107 und S. 133 f.

⁴⁵ Anhang, Bl. 21r.

⁴⁶ William A. J. Archbold: Parr, William, in: The dictionary of national biography, vol. 15, ed. by Leslie Stephen and Sidney Lee, Oxford ²1921-1922, S. 367 f., hier: S. 367.

Anhang

GStAPK, XX. HA, Hist. StA Königsberg, EM 53f, Nr. 10; Altsign.: 53b; 37 Blatt Folio, foliiert, Bl. 6, 24 und 33 in Quart, zumeist patentweise von unterschiedl. Kanzlistenhänden beschr.; Papierumschlag von Hand des 19. Jh. beschr. mit (Schrank 4.31.18) *Verzeichnisse von den an auswärtige Fürsten und Herren vertheilten Falken aus der Zeit des Herzogs Albrecht in fast ununterbrochener Reibefolge [!] der Jahre von 1533-1569.*

[1: Umschlag; 2r] *Vorzeichnus, wem unnd wievill falck(en) vorgangens jhars m[ein] g³[nediger] h[er] vorschicket hat:*

1533

Romischem konig⁴⁷ 7 junge, 1 alt(en) falck(en).

Konig zu Polann⁴⁸ 6 junge, 2 alte.

Marggraff Jorgenn⁴⁹ 4 junge.

Landtgraffen von Hessen⁵⁰ 4 junge.

Grafen von Nassau⁵¹ 7 junge, 1 alt(en).

Hern Wilhelm von Eijenburg⁵² 2 junge.

1534

Notatur: Franckreich 12.

Engeland(th) 12.

Hertzog(en) in Engelandth⁵³ 10.

Narragonie^b 12.

[2v] *Verzeichnus, wem und wievil einem yden falck(en) geschickt, 1534.*

^a Verschr.

^b Gestr.

[3r] *Aufsteijlung der falckenn:*

Konigk Ferdinando 8.

Landtgravenn 8.

Konigin Maria⁵⁴ 8.

Dem hertzogk von Geldern⁵⁵ 6.

Dem konigk vonn Engelandt⁵⁶ 10.

Hertzogenn vonn Suffolckij 8.

Konigk vonn Frangkreich⁵⁷ 12.

Dem konigk vonn Nauarra⁵⁸ 10.

Summa facit 70 falckenn.

⁴⁷ Ferdinand I. (1531-1564).

⁴⁸ Sigismund I. von Polen (1506-1548).

⁴⁹ Wohl Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach (* 1484-† 1543).

⁵⁰ Landgraf Philipp von Hessen (1518-1567).

⁵¹ Wohl Heinrich III. von Nassau-Dillenburg (* 1483-† 1538).

⁵² Wilhelm von Eulenburg (* 1502-† 1538).

⁵³ Wohl Charles Brandon, Herzog von Suffolk († 1545).

⁵⁴ Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande (* 1505-† 1558).

⁵⁵ Herzog Karl von Geldern (1492-1538).

⁵⁶ Heinrich VIII. von England (1509-1547).

⁵⁷ Franz I. (1515-1547).

⁵⁸ Heinrich II. (d'Albret) von Navarra († 1555).

[3v] Vortzeugnus der falcken, so fur dem jhar konigen und furstenn gesandt seindt wurden, 1535.

[4r] Hochgepornner furst, freuntlich(er) lieber oheim, schwoger und bruder! Aus freuntlicher, angepornner^a, veruandt(er) und sonderer zuneigung, so wir zu e[uer] l[iebben] vor andern tragen^b, hebenn wir e[uer] l[iebben], sytemal^c uns dieselb auch neulichen darumb geschrib(en) und gebethenn^c, zu irer froide, lust und ergetzlichkeit bi^d dusem unsrem falckner, Peter Dunckert(en)^{d59}, mit sechs folckenn, so guth wir sie dises jhar uberkommenn, unser darbei freuntlich zu gedencken, zu^e verehenn nicht untherlassen mogenn^f, freuntlich biittende, e[uer] l[iebben] wellen solche dis-moll zu freuntlichem gefollenn von uns annemen und mehr unsern freuntlichen gewogenen wolmeinend(en)^g guten willen dan geringschetzigkeit der that(en) hierinne vermerckenn^g. Das sein wir umb e[uer] l[iebben] freuntlich zu vordienen gantz geneigt. Und wunschen e[uer] l[iebben] hiernebenn^h, das dieselb(en)ⁱ aus verleihungⁱ gotlicher genadenn solche falckenn zwⁱ irer lust zu viel zeit(en) zu ergetzlichkeit kommen^g. Thun e[uer] l[iebben] dem almechtig(en) etc. Datum Risenburk⁶⁰, den 4 novembris 1536^{ten}.

An landtgraffen von Hessen etc. mutatis mutandis an marggrafen Georgenn etc. mit angebeffter entschuldigung, worumb m[ein] g[nedig]ster herr also wenigk falcken auf dietzmol bei^d s[einer] f[ur]stlichen g[naden] falckner^d uberschickt, antzaigende, das s[eine] f[ur]stliche g[nade] hochgenants [4v] m[einem] g[nedigen] h[errn] marggrafen Georgen etc., funff guldenn Reimisch tzur tzerung geliebenn desgleichen fur inen und einem^d jung(en)^d, wiewol er zu tisch bei hof gegangen(en), 5 1/2 m zu der herberg betzalen lassenn etc.

[5r] Verzeichnus der falcken, wie man sie dyß iar im [15]36 verschickt etc.:

Konig Ferdinando 8.

Konigin Maria 8.

Landgraffen von Hessen 6.

Marggraf Georgen 2 und seyn felckner hatt auch 2.

Grafen von Nassaw 5.

Hertzogen von Narßgoth⁶¹ 5.

[5v] Verzeichnus der falcken, so m[ein] g[nedig]ster her, der hertzog in Preussen etc. im 1536 konig(en), furst(en) und andern hob(en) personen ubersandt hat. An landtgrafen von Hessen etc., den 4 novembris 1536^{ten}, marggraf(en) Georgen.

^a Vor der Zeile.

^b Davor gestr. haben und.

^{c-c} Über der Anfangszeile.

^{d-d} Am linken Zeilenrand.

^e Davor gestr. zuver.

^f Für gestr. wellenn.

^g Es folgt durch Streichung unleserlich gewordene Stelle.

^h Über gestr. hiemitt.

ⁱ Verschr.

[6r] Konig^a Ferdinando 8.

Marggraff^a Jorgen 4.

Lantgraffen^a von Hessen 6.

Kunigin^a Maria 8.

Grafen^a von Nassen, sun 5.

⁵⁹ Peter Dankwart, herzoglicher Falkner.

⁶⁰ Riesenburg, zw. Marienwerder und Rosenberg.

⁶¹ Philipp II. von Croy, Herzog von Aarschot (*1496–†1549).

Herzog^a von Naskat^b 5.

Kunig^a von Franckreich 12.

Konig^a von Engelandt 12.

Herzog^a von Soffoy⁶² 6.

Konig^a von Navigonien 8.

Pfaltzgraff^{a, c} Heynrich(en), bischoffen zu Wurmbs^c 63 4.

Item es hatt auch der felckner eynen brieff an den alten graf(en) Heynrich(en) von Nassaw etc.

[6v] Verzeichnus d(er) falcken, den 21 octobris 1537 außgang(en).

^a Kreuzartiges Zeichen vor der Zeile.

^b Verschr.

^{c-c} Vor dem unterstr. Eintrag Bischoff Heinrich.

[7r] Von^a gottes gnaden Albrecht marggrave zu Brandenburgk in Preussen hertzog(en)^a.

Konig^b Ferdinando 8.

Marggraf Georgen 4.

Landtgrafen von Hessen 6.

Hertzog von Gellern 6.

Konigin Marien 8.

Grafen von Nassaw 5.

Hertzogen von Narßgoth 5.

Konig von Franckreich^c 12.

Konig von Nauerrn 10.

Konig von Engellandt 12.

Hertzog Carlh von Suffolchia 8^b.

1537

Kunig Ferdinand 8, gerfalcken.

Marg[graf] Jergen 4.

Hessen 6.

Kunigin Maria 8.

Grafen von Nass(ow)e(n) sun 5, printz zu Geronen^{d64}.

Herzog^c von Naskot 5.

Kunig^e von Franckreich 12, gerfalcken sampt andern 11 falcken.

Engeland^c 12.

Herzog^c von Soffoy 6.

Narragon^e 8.

Pischofe Heinrich ehel(i)z 4.

[7v] Verzeichnus der felckner.

[8r] Verzeychnus der falckenn anno 1538:

Regi Ferdinando 8.

Regi Gallorum 12.

Regi Angliae 10.

Regi Arragonie 6.

Reginae Marię 8.

Duci Suffolchię 5.

Landgravio Hassię 6.

⁶² Herzog Karl III. von Savoyen (1504–1553) oder vielleicht schon Herzog Emanuel Philibert (*1523–†1580).

⁶³ Pfalzgraf Heinrich, Bischof von Worms (1523–1552).

⁶⁴ Prinz Renatus von Nassau-Oranien (*1519–†1544).

Nota

Herzog Philipßen von Arschot ist auch geschrieben worden mit entschuldigung, warumb s[eine] (furstliche) g(nade) auff dyßmal keyne falcken schicken.

Item dem Guilielmo Pageto⁶⁵ ist auch geschrieben worden, deßgleychenn auch Christophoro Mont⁶⁶, welcher an des konigs von Engelandt hoff ist.

Den 18 octobris.

^{a-a} Ingrossiert; rW am rechten oberen Blattrand.

^{b-b} Durch zwei Klammern an den Seiten und einem waagerechten Strich unterhalb des Eintrags eingerahmt.

^c Aus Franckererch korr.

^d Davor gestr. Geranne und Ge(ran)te.

^e Kreuzartiges Zeichen vor der Zeile.

[8v: leer; 9r] Dem felckner uberantwort wurden anno etc. 1538:

Ein brieff an konig Ferdinandum mit 8 falcken.

Ein brieff an konig von Franckreich mit 12 falcken.

Ein brieff an konig von Engellandt mit 10 falcken.

Ein brieff an die konigin Maria mit 8 falcken.

Ein brieff an hertzogk von Suffolck mit 5 falcken.

Ein brieff an landtgraffen von Hessen mit 6 falcken.

Ein brieff an hertzogk Philipsenn von Arßgoth, keyn falckenn.

Eyn brieff an Wilhelmum Pagetum.

Eynn brieff an Christoff Mont, bede konig von Engelandts diener.

Summa der falckenn: 55.

9 falckenn hatt der felckner meynem g[nedig]st(en) h(erm) von den seynen gethan.

[9v] Verzeichnus der falcken und brieff des [15]38^(ten) jhars.

[10r] Verzeichnus, wes dem felckner Peter Dunckhart fur brieff unnd falcken zu uberantworten mi gethan seindt worden. Actum denn letzten octobris anno etc. im [MC]XXXIX^(ten).

Konnigk Ferdinandt 10.

Konnigk von Franckreich 12^a.

Konnigk von Engellant 10.

Konnig von Arrogonien 6.

Konigin Maria 8.

Hertzogk von Suffolch 6.

Landtgraff von Hessen 5.

Hern Thomassen Crommeln⁶⁷, obersten cantzlern in Engelandt 4.

Summa der falcken: 61.

[10v: leer; 11r] Vortzeichnus, wes fur falcken die herren, an welche sie geschickt, empfangen:

Konnig Ferdinand 6.

Konigin Maria 6.

Hertzog von Sophei 6.

Her Thomas Crommelius 4.

Volgende hern haben falcken empfang(en), setzen aber kein zcal:

⁶⁵ William Paget, englischer Staatssekretär (* 1505–† 1563)

⁶⁶ Christoff Mont, Hofdiener Heinrichs VIII. von England.

⁶⁷ Thomas Cromwell, englischer Kanzler (* 1485?–† 1540).

Franchreich. Branth⁶⁸ tzeigt an, das seine k[onigliche] w[irde] Engelandt. zwolff empfang(en).

Konig von Arrogonien.

Landtgraff von Hessen.

[11v] Verzeichnus der falckenn des 1539 jhars.

^a Aus nicht erkennbarem Zeichenbestand korr.

[12r] Vortzeichnus, wes dem felckner Peter Dunckhart fur^a brieff und falckenn zu uberantwortenn mit gethann seindt wordenn. Actum denn letztenn octobris anno etc. im [MC]XXXIX.

Konigk^b Ferdinandt 10.

Konig vonn Franckreich 12.

Konig vonn Engellandt 10.

Konig vonn Arrogonien 6.

Konigin Maria 8^c.

Hertzog von Suffolch 6.

Landtgraff von Hessen 5.

Hern Thomassen Crommeln, oberstenn cantzler in Engellandt 4.

Summa der fa[l]ckenn: einundsechtzigk.

Item ein brieff ann hertzogk Christoffenn von Wirtenbergk⁶⁹ sol Aßuero Brandt zu Parieß⁷⁰ inn Franckreich bei dem eisernn kreutz in sanct Marcius gassenn⁷¹ uberantwort werdenn.

Ein brieff ann bemeltenn Aßuero Brandt.

Ein brieff ann Cristoff Mont ann dem koniglichen houe inn Engellandt.

Item des konigs vonn Franckreichs brieff solle sampt denn falckenn durch Aßuerrn [12v] Brandt seiner koniglichen m[aieste]t nebenn den felckner uberantwort werdenn.

Item des hernn Thomassenn Cromwelli brieff sampt denn 4 falckenn solle durch Christoffell Mondt nebenn dem felckner uberantwort werden etc.

[Bogenrückseite von 12] Vortzeichnus der falckenn, 1539.

^a frur in Vorl.

^{b-b} Davor mit die Einträge verbindender Klammer Ein brieff an; dahinter mit die Einträge verbindender Klammer falcken.

^c Davor gestr. mit.

[13r] Verzeychnus der falckenn, so^a im [15]40^(ten) iar dem felckner uberantwort worden in mense octobris]:

Dem Romischen keyser⁷² 12.

Dem Romischen konig 8^b, acceptit.

Hat^c nur 9 empfang(en)^c.

Dem konig von Franckreich 10, darunter 1 gerfalcke et acceptit^d.

Der konigin Maria 6.

Dem konig von Engellandt 10, acceptit^d.

Dem hern commestabili 5^e, acceptit^d.

Die konigin Maria schreibt, das von Rof[mische]r key[serliche]r m[aieste]t wegen etliche falcken empfangen, hab aber die zal nicht, wievil ihr gewest.

Dem iung(en) hertzog(en) von Wirtemberk 4^f, hat nicht geschrieb(en), ob ehr sie empfangen oder nicht.

⁶⁸ Ahasver von Brandt, herzoglicher Rat (* um 1510–† um 1560).

⁶⁹ Herzog Christoph von Württemberg (1550–1568).

⁷⁰ Paris.

⁷¹ Wohl Rue Saint-Marc (2. Pariser Arrondissement).

⁷² Kaiser Karl V. (1520–1558).

Hern Georg von Borsilla⁷³ etc. 4, accepit^d.
Lantgraff(en) von Hess(en) 4, accepit^d.
Dem graf(en)^g von Haideck⁷⁴ 2, accepit^d.
Summa: 65.

^a Davor gestr. soim.

^b Es folgt x.

^{c-c} Gestr.

^d Über kreuzartigem Zeichen.

^e Aus 6 korr.

^f Aus 5 korr.

^g Über gestr. hern.

[14r] Vortzechnus der falcken im 1542 jhar:

44 junge falckenn.

13 alte falckenn.

Summa: 57 falcken, darunther kein gerhfalcken.

Item 9 falcken hat sein knecht gefangen, sein ime frei gegeben.

Aufteilung der falcken anno [15]42:

Romischer konig 10.

Konigin Marien 10.

Franckreich 12.

Dem hern commestabili 8.

Landtgraffen von Hessen 8.

Konig von Engelandt 12.

Den weisen sperber der konigin von Engelandt⁷⁵.

Dem hertzogen von Faudun⁷⁶ 6 falcken.

[14v] Vertzechnus der falckenn, wie die im 1542 ausgeschickt sein wordenn.

[15r] Austeilung der falckenn im 1543^(ten):

12 Romischer kei[s]erliche[r] m[ai]este[t].

12 Romischer konig[liche]r m[ai]este[t].

10 konigin Maria.

12 konig von Engelandt^a.

12 konig von Franckreich^a.

6 marggraff Georgenn etc., junge falcken^a.

6 landtgraffenn von Hessen.

6 dem hertzogen von Faudoun^{b, a}.

Verzechnus der falckenn:

Junge falckenn: 56 junge falckenn.

Alte falckenn: 20 alte falckenn.

Summa: 76 falckenn, wie man anzeigt etc.

[15v] Vertzechnus der falcken, wie die im 1543 gefang(en) und ausgetheilt sein worden.

^a Dahinter Zeichen in der Art einer durchgestr. Null.

^b Aus nicht mehr erkennbarem Zeichenbestand korr.

⁷³ Jeorijs von Berselle, Oberster Falkner der Niederlande.

⁷⁴ Wohl Graf Julius von Heideck, nicht weiter identifiziert.

⁷⁵ Anna von Kleve (* 1515–† 1557).

⁷⁶ Herzog Anton von Bourbon-Vendôme (* 1518–† 1562).

[16r] Austeijlung der falck(en) anno 1544, den 21 octobris:

Dem Romischen keijser 12.

Dem Romisch(en) konig 10.

Konigin Maria 8.

Dem landgraven zu Hessen 6.

Graf Georg Ernst von Henneberg⁷⁷ 4.

Summa: 40 falckenn.

[16v] Austeijlung der falck(en), den 21 octobris anno etc. im [15]44^(ten).

[17r] Peter Danckhart^a, der felckener, sol uberanthwortenn:

Dem Romischen konige 1 casel falcken.

Der konigin Marien felcknern 1 casel falcken.

Lanndtgrafen zu Hessenn 8 falcken.

Graff Iulio von Haideck 4 falcken.

Dem von Strasburgk⁷⁸ 4 falcken.

Datum, dem 25 octobris anno 1546.

Item Peter Danckart hat dieses [15]46 jhar 46 [!] falckenn gefangenn^b und, wie oben berurt, sein sie ausgetheilt worden.

[17v] Vertzechnus, wes Peter Dankart, velckner, im [15]46 jhar fur falck(en) gefang(en) und wie sie ausgeteilt sein, 1546.

^a Aus Dunckhart korr.

^b Vor der Zeile.

[18r] Austeijlung der falckenn anno 1547:

Konig Ferdinandus 10, darunter ist ein hagartfalckenn.

Konigin Maria 10.

Konig vom Franckreich 10⁷⁹.

Konig von Engelandt 8.

Comestabili 8.

[18v] Austeijlung der falck(en) 1547^a.

^a Im ersten und dritten Blattdrittel jeweils zeitgenöss. Federproben mit Anschrift Hannsenn Kramer zum Newennbause.

[19r] Austeijlung der falckenn anno 1548, denn 19 octobris abgefertigt:

Ferdinandus^a 8.

Maria konigin 6.

Konig Franckreich 8.

Engelandt^{a80} 8.

England Milor^a Protector⁸¹ 3.

Milor^a Marges⁸² 3^b.

Franckreich Comestabili^a 3.

⁷⁷ Graf Georg Ernst von Henneberg (1543/1559–1583).

⁷⁸ Erasmus von Limburg, Bischof von Straßburg (1541–1568).

⁷⁹ Heinrich II. von Frankreich (1547–1559).

⁸⁰ Eduard VI. von England (1547–1553).

⁸¹ Edward Seymour, Herzog von Somerset und Lord Protector (* 1506?–† 1552).

⁸² William Parr, Markgraf von Northampton (* 1513–† 1571).

Graf G[e]org Ernst v[on] Hennebergk 6.

Summa: 45 falckenn.

Item 2 startz dem v[on] Straßburgk.

[19v] Austeylung der falck(en) anno 1548.

Den 20^{ten} octobris abgefertigt.

^{a-a} Davor eine die Einträge verbindende Klammer.

^b Dahinter kreuzartiges Zeichen.

[20r] *Austheilung^a der falcken:*

Römischem^b könige 9.

königin Maria 8.

dem von Bersöl 2.

Dem *königk zu Franckreich 8.*

königk zu Englant 8.

milor protector 3; seint nit ime, sond(ern) dem comestabili zu^c Franckreich gel(assen),

*milor marges 3. weil d(er) protector gefang(en) geleg(en) und ist ffürstliche] d[urch-
Brandt^b 2. lauch]t ß[ach]e ahn den protector zuruckbracht.*

*Des sol der felckner im Niderlandt sich bevleisen, ob er ffürstliche]r d[urchlauch]t zu Preußen etz-
liche Kalkunische hummer, die nicht ubrig alt, desgleichen ein Britannischen hundt möge zuwege
bringen.*

Item ein Englische zucke.

[20v] *Austeilung der falcken 1549*

^a Darüber gestr. Vertb.

^{b-b} Davor eine die Einträge verbindende Klammer.

^c Davor: gestr. gel(assen).

[21r] *Austeijlung der falck(en) a[nn]o 1550:*

Romischen^a konige 10.

Konigin Maria 10.

Konig auß Englant 10.

Diese hat der König auß Franckreich 10.

felckner Peter Georg von Berselle 4.

hinaußgetrag(en). Milor protector 4.

Milor marges 5.

Comestabili^a 5.

Graff^a Georg Ernst vonn Hennebergk 12.

Landtgraff Georg vonn Leuchtenbergk⁸³ 4.

Diese hat Peter Dem hermn von Strasburgk 2.

hie gelass(en) Dem Socolouski⁸⁴ 2.

Asuero^a Brand 2.

Summa: 80 falck(en).

[21v] *Austeijlung der falck(en) anno 1550^{ten}.*

^{a-a} Davor eine die Einträge verbindende Klammer.

⁸³ Landgraf Georg III. von Leuchtenberg (* 1502–† 1555).

⁸⁴ Vielleicht Thomas Sokołowski von Falckenhayn.

[22r] *Austeijlung der falck(en):*

Ro[mische]n konige 8.

Konigin Maria 8.

Konig auß Franckreich 8.

Ko[nig] auß Englant 8.

George van Berselle 3.

Milor protector 4.

Milor marges 4.

Comestabili 4.

Graff van Neuuar⁸⁵ 6.

Herr van Strasburgk 4.

Her Zemen⁸⁶ 4.

Dem [polnischen] cantzler⁸⁷ 3.

Dem Kostk(en)⁸⁸ 4.

Castellano Bidgostien[s]i⁸⁹ 2.

[22v] *Austeijlung der falck(en) a[nn]o 1551.*

[23r] *Austheilung der falckenn a[nn]o [15]52:*

Rbo[mische]n konige 8.

Koniginn Marie 8.

Konig aus Franckreich 8.

Konig aus Englant 8.

George^a von Berselle 3.

Twarfeck^{b90} 4.

Milor marges 4.

Comestabili.

Graffenn^c von Neuuar^c 6.

Herrn^d von Straßburg 4.

Her Czemen 4.

Dem cantzler 3.

Dem Kostkenn 4.

Castellano^d Bidgostiensi⁹¹ 2.

Hertzog Philips von Pommern⁹² 4.

Hertzog Hans Wilhe(lm) von Sachss(en)⁹³ 4.

^a Kreuzartiges Zeichen davor.

^b Über gestr. *Milor protechor*; davor durchgestr. Null.

^{c-c} Gestr.; davor: *Ist im nit angemem gewesen.*

^{d-d} Davor durch Klammern verbundenen *Dye sol der felckner hie lass(en).*

⁸⁵ Nicht identifiziert.

⁸⁶ Wohl Achatus von Zehmen, Woiwode von Marienburg (* um 1485–† 1565)

⁸⁷ Jan Ocieski, polnischer Kronkanzler (1551–1563).

⁸⁸ Wohl Stanislaus Kostka, Schatzmeister zu Marienburg (1531–1555).

⁸⁹ Nicht identifiziert.

⁹⁰ John Dudley, Earl of Warwick (* 1502?–† 1553).

⁹¹ Kastellan von Bromberg.

⁹² Herzog Philipp I. von Pommern-Wolgast (1531–1560).

⁹³ Herzog Johann Wilhelm von Sachsen (* 1530–† 1573).

[23v: leer; 24r] *Austeilung der falck(en)n 59, a[nn]o 1552:*

Ro[mische]n konige 8.

Konigin Marie 8.

Ko[nig]^a aus Franck[reich] 8.

Ko[nig]^a aus Engelant 8.

Milor^a Twarfeck 4.

Milor^a marges 4.

Comestabili^d 4.

Hertzog Philipsen von Pommern 4.

Hertzog Hans Wilhelm von Sachssen 4.

Summa: 52 falck(en).

Resten nach 7 falck(en); davan haben s[eine] d[urch]lauch[t] geben: dem [castellano] von Bisegod 2.

Nach für sich 2.

Pleiben nach 3 ubrig.

^a Kreuzartiges Zeichen davor.

[25r] *Austeylung der falcken anno 1553*

Dis jar seind gewesen 70 falck(en) unnd wie volget ausgeteijlet:

Dem^d Romischen konige 10.

Der konigin Maria 10.

Der konigin⁹⁴ aus Englandt 10.

Konig^b Maximiliano⁹⁵ zu Beham 10.

Ertzhertzogk Ferdinando⁹⁶ 10.

Wilhelm Watz⁹⁷, Englisch(em) rathe 4^c.

Ostrorock⁹⁸ 4^d.

Dem [castellano] vonn Bidgod 4.

D(o)mitzki⁹⁹ 4.

Strasburg 4.

Summa: 70^e

[25v] *Austeilung der falck(en) anno 1553.*

^a Davor *prinz.*

^b Darüber gestr. *Ertzhertzogk.*

^c Dahinter 4.

^d Dahinter 44.

^e Strichrechnungen und Federproben am unteren Blatrand.

^f Federproben mit *Trepka* am rechten unteren Blatrand.

[26r] *Austeilung der falcken a[nn]o [15]54:*

Romischen konige 10.

Konigk Maximiliano 8.

⁹⁴ Königin Maria von England (1553–1558).

⁹⁵ Kaiser Maximilian II. (1564–1576, seit 1548 böhmischer König).

⁹⁶ Erzherzog Ferdinand (* 1529–† 1595).

⁹⁷ Hier ist William Paget gemeint.

⁹⁸ Wohl der Sekretär König Sigismund Augusts von Polen, Stanislaus Ostorók († 1568).

⁹⁹ Wohl der Kastellan von Roggenhausen, Johannes Tomicki.

Ertzhertzogk Ferdinando 8.

Königk^{a100} in Englant 8.

Königin^a in Englant 8.

Königin Maria 8.

Stanislao^a Ostrorok 4.

Iacobo^a Ostrorok¹⁰¹ 4.

Herzog von Meckelb[urg]¹⁰² 4.

Summa: 62^b.

[26v] *Austeilung der falcken a[nn]o 1554^c.*

^a Kreuzartiges Zeichen davor.

^b Davor gestr. 58.

^c Darüber Federproben.

[27r] *Austbelung der falckenn anno 1555^(mo):*

28 falck(enn) dem Romischen konige sambt dem konige Maximilian und beijd(en) ertzhertzogen Ferdinando und Carolo¹⁰³.

10 dem konige in Englandt.

8 der konigin in Englandt.

4^a dem Wilhelm Paget.

8 der königin^b Maria.

4 Stanislav^c Ostrorock.

4 Iacobo Ostrorock.

4 Domitzki^d.

4 [Martino] Sborovßki¹⁰⁴.

3^e dem herrn von St(ra)ßb(ur)gk.

Summa: 77^f falck(enn).

[27v] *Außteylung d(er) falck(enn) anno 1555^(mo).*

^a Aus 3 korr.

^b Davor gestr. *von.*

^c Darüber gestr. *Stanis[lav].*

^d Davor gestr. *Demitzki.*

^e Vor gestr. 4; es folgt nach Streichung gestr. *Stra[ßburgk].*

^f Über gestr. 76.

[28r] *Ferdinando Rom[ischen] konig 10.*

Konig Maximiliano 8.

Ertzhertzogk Ferdinando 6.

Carolo Ertzhertzogk 6.

Konig^a in Englandt^a.

Konigin in Englandt.

¹⁰⁰ Philipp II. von Spanien, englischer (1554–1558) und spanischer König (1556–1598).

¹⁰¹ Iacobus Ostrorók, Hauptmann von Großpolen († 1568).

¹⁰² Wohl Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg (1547–1576).

¹⁰³ Erzherzog Karl (* 1540–† 1590).

¹⁰⁴ Martin Zborowski d. Ä., königlich-polnischer Mundschenk und Pfalzgraf von Kalisch († 1565).

Vvilhelmo Pacet 4.
Konig in Franckreich 8.
Commestabili 4.
Stanislao Ostrorock 2.
Iacobo Ostrorock 2.
Ioanni Tomitzkij 2.
Martino Sborovusbi 2.
*Raphaeli von Dzialin*¹⁰⁵ 2.
Cantzler 2.
*H[err]^b Lucas von Gorka*¹⁰⁶ 2.
*H[err]^b Andreae [von Gorka]*¹⁰⁷ 2.
*Herr^b Stanislao [von Gorka]*¹⁰⁸ 2.
*Ioanni Krotowski*¹⁰⁹ 2.
Summarium: 80 falcken.
 [28v] *Austeilung der falcken a[nn]o 1556.*

^{a-a} Darüber gestr. *Konigin Maria*.
^b Durch Klammer vor der Zeile verbunden.

[29r] *Auftheilung der falcken anno 1556:*

Ferdinando Romisch(en) konig 9^a.
Konig Maximiliano 7^b.
Ertzhertzog Ferdinando 6.
Carolo Ertzhertzogk 5^c.
Konig zu Engelandt 8.
Konigin inn Engelandt 6.
Wilhelmo Pacet 4.
Konig^d in Franckreich 8^d.
Comestabili^d 4^d.
Stanislao^{e, f} Ostrorock 2^e.
Iacobo^{e, f} Ostrorock 2^e.
Ioanni^e Tomitzki 2^e.
Martino Sborovuski 2.
Raphaeli^d von Dzialin 2^d.
Cantzler^d 2^d.
Herr^d Lucae [von Gorka] 2^d.
Herr^d Andreę von Gorka 2^d.
Herr^d Stanislao [von Gorka] 2^d.
Ioanni^d Krotowski 2^d.
Landgraf 4 rothe^s [falckenn].
Hertzog von Saphoy 4^h.

Summarum: 62^l falcken.

¹⁰⁵ Raphael Działyński, Hauptmann von Strasburg (†1572).
¹⁰⁶ Lucas Górk, Pfalzgraf von Brest, Lentschiza und Posen (†1573).
¹⁰⁷ Andreas Górk, Hauptmann von Gnesen (†1583).
¹⁰⁸ Stanislaus Górk, Pfalzgraf von Posen (†1592).
¹⁰⁹ Johannes Krotoski, Kastellan von Roggenhausen (†1577).

[29v] *Auftheilung der falckenn anno 1556.*

^a Über gestr. 10.
^b Über gestr. 8.
^c Über gestr. 6.
^{d-d} Gestr.
^{e-e} Gestr. und unterpunktet.
^{f-f} Durch Klammer vor der Zeile miteinander verbunden.
^g Über 4.
^h Darüber gestr. 6.
ⁱ Darüber gestr. 60; Federprobe unter der Zeile.

[30r] *Austheilung der falcken anno 1557:*

Ferdinando Ro[m]ische[m] keiser^a 9; 10.
Konig Maximiliano 7; 8.
Carolo^b ertzherzogk^b 5; 6.
Konig^c zu Engelandt 8; 10.
Konigin^c in Engelandt 6; 8.
Wilhelmo^c Paget 4; 4.
Ioanni^{c, d} Tomitzki 2^d; 2.
Landtgraf^e 4 rothe falckenn; 4^f.
Hertzog von Sophey 4; 4.
Reden^g 2^g.
Strasburg 2.
Summa^h: 60^h.

[30v] *Austheilung der falck(en) 1557 etc.*

^a Hinter gestr. *konig*.
^{b-b} Darüber gestr. *Ertzhertzog Ferdinando*.
^c Davor *lat[or]*.
^{d-d} Darüber gestr. *Stanislao Ostrorogk* 2 und *Iacobo Ostrorogk* 2.
^e Darüber gestr. *Martino Sborovski*.
^f Aus 6 korr.
^{g-g} Darüber gestr. *H[errm] cantzler* 2.
^{h-h} Darüber gestr. *Summa 63 falck(en)*.

[31r] *Austeilung der falckenn anno etc. 1559, denn 25 octobris etc.:*

Dem Roemischen kaiser Ferdinando etc. 12^{a, b}.
Dem koenigk zu Behaimb Maximiliano etc. 10^c.
Erzherzogenn Carolo zu Osterreich etc. 6.
Dem jungen koenig¹¹⁰ in Franckreich etc. 8. *Falcken etc.*
Dem^d pfaltzgraf Fridrich¹¹¹ churfurst(en)^d 6.
Herzogenn von Guise¹¹² etc.
Der koenigin Elizabeth¹¹³ in Engelandt etc. 8.
Hertzog^e [von] Wirtembergk^e 6.

¹¹⁰ Franz II. von Frankreich (1559–1560).
¹¹¹ Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz (1559–1576).
¹¹² Herzog Franz von Guise (*1519–†1563).
¹¹³ Königin Elisabeth I. von England (1558–1603).

Cantzler 2^b.
Summa: 46.

- ^a Über gestr. 10.
^{b-b} Mittels Klammer hinter der Zeile verbunden.
^c Über gestr. 10f.
^{d-d} Über gestr. *Dem koenige vonn Nauarre etc.*
^{e-e} Über gestr. *Dem landtgrafenn zu Hessen.*

[31v: leer; 32r] *Austheilung der falcken anno 1560, den 14 octob(ri)s:*
Dem^a Romischen keiser Ferdinando 12.
Dem^a konig zu Behem Maximiliano 10.
Ertzhertzog^a Carolo zu Osterreich 6.
Dem^a jungen konig in Franckreich 10^b.
Dem^a pfaltzgraf Friderich churfurst(en) 6.
Dem^a hertzogen von Guise 6.
Der^a konigin Elisabet in Englandt 10^b.
Hertzog^a Cristofen von Wirtemberk 6.
Summa: 66^c falcken.
[32v] *Austheilung der falckenn anno 1560.*

- ^a Kreuzartiges Zeichen vor der Zeile.
^b Aus 8 korr.
^c Aus 64 korr; Federproben am rechten unteren Blattrand.

[33r] *Austeylung der falcken:*
Ro[mische]^a keij[serliche] m[aiestet] 10.
Kunig^b Maximiliano 8.
Erzshertzog^b Carolo 8. N[ota] b[ene]: Darunter^c sollen seijnn ein par hargertt vogell, die s[eine] f[furstliche] g[nade]^d bekomptt^c.
Konig inn Spanien 10.
Konig inn Franckreich¹¹⁴ 10.
Konigin inn Englandt 10.
Der konigin oberst(en) fa[l]ckner¹¹⁵ 2.
Herzog^b vonn Wirtenberg 6.
Summa: 64.
[33v] *Austeylung der falckenn anno 1562.*

- ^a Kreuzartiges Zeichen vor der Zeile; darüber *Ro[mische]*.
^b Kreuzartiges Zeichen vor der Zeile.
^{c-c} Im unteren Blattviertel.
^d Es folgt gestr. *d(ann)*.

[34r] *Austheilung der falckenn anno 1563 etc.:*
Rö[mischer] kay[serlicher] m[aiestet] 8.
Rö[mischer] könig[licher] m[aiestet] 8.
Ertzhertzog Carolo 8.

¹¹⁴ König Karl IX. von Frankreich (1560–1574).
¹¹⁵ Henry Carey, Lord Hunsdon (* 1524?–† 1596).

Konig inn Spanien 10.
Konig in^a Franckreich^a 8.
Konig[!] inn England 8.
Der konigin oberst(er) felckner 2.
Hertzog zu Wirtenbergk 4.
Summa: 54 falcke(enn).

- ^{a-a} Gestr. und unterpunktet.

[35r] *Austheilung der falcken a[nn]o 1565:*
Der keijserlich(en) m[aiestet] 12.
Ertzhertzog Carolo 10.
Dem könige zu^a Frankreich 10.
Dem konige zu Hispanien 10.
Der konigin aus Englandt 8.
Dem h(ern) cantzler 4.
Summa: 54.
[35v] *Austheilung der falcken a[nn]o 1565.*

- ^a Über gestr. *aus*.

[36r] *Aufsteilung der falcken a[nn]o etc. [15]66^{ten}:*
D(er) Rom[ischen] kaij[serlichen] m[aieste]t 10.
Ertzhertzogen Carolo 10.
Dem konige zu Franckreich 10.
Konige zu Hispanien 10.
D(er) konigin zu Engellandt 10.
Dem hertzogen zu Wirtenbergk 6.
Dem h(ern) Brzestischen wojwodenn¹¹⁶ 2^a.
Dem h(ern) Sborofskenn 2^a.
Summa: 60.

- ^{a-a} Dahinter eine die Einträge verbindende Klammer mit *d(etur)*.

[37r] *Aufsteilung der falcke(en) a[nn]o etc. [15]67:*
Der Rom[ischen] kaij[serlichen] m[aieste]t 12.
Ertzhertzoge(en) Carolo 12.
Dem konige zu Franckreich 12.
Dem konige zu Hispanien 12.
Der konigin zu Englandt 12.
Hertzogen zu Wirtenbergk^a 8.
Summa^b: 68^b.
[37v] *Anno 1567 aufsteilung der falcken.*

- ^a Aus Wittenbergk korr.
^{b-b} Darunter gestr.: *Dem keiser 10; Ferdinando 6; Carolo 6; konig von Franckreich 8; Hispanien 10; Engellant 8; Wirtenberck 6; W. v[on] der Schleiße 2.*

¹¹⁶ Lucas Górká.

[38r] Aufsteilung d(er) falk[e]n anno [15]69:
Dem keiser 12.
Ertzhertzog Carolo 6.
Hispanien 10.
Englandt 10.
Summa: 38 falcken.
[38v] Aufsteilung d(er) falk(en) anno 1569^a.

^a Darunter gewölkeartiges Zeichen.

Gedenken an Carl Wünsch

Am 7. August 1992 starb in Hannover, zwei Tage nach seinem 90. Geburtstag, Provinzialrat a. D. Dr.-Ing. Carl Wünsch. Geboren war er in Breslau als zweites Kind des Altphilologen Universitätsprofessors Dr. phil. Richard Wünsch, dessen Laufbahn ihn von Schlesien nach Ostpreußen und von dort nach Westfalen führte, so daß er seine Gymnasialzeit in Königsberg i. Pr. begann, im westfälischen Münster fortsetzte und schließlich in Dresden beendete, wo er nach dem frühen Tode seines Vaters (1915) 1920 die Reifeprüfung ablegte. Er studierte bis 1924 an der Technischen Hochschule Dresden Architektur, wandte sich aber neben den streng fachbezogenen Lehrveranstaltungen sehr bald auch der Baugeschichte zu, die später zum eigentlichen Inhalt seines Berufes werden sollte. Dem Studium folgten in Merseburg und Berlin eine dreijährige Ausbildung zum Regierungsbauführer des Hochbaufaches und seine Ernennung zum Regierungsbaumeister.

Seit 1929 in der ostpreußischen Denkmalpflege tätig, widmete sich Wünsch der Neuverzeichnung der Bau- und Kunstdenkmäler; damit hatte er einen Beruf gefunden, der auch seinen historischen Interessen entsprach und ihn zu weiterführenden Fragen und Forschungen anregte. Der erste Band des Inventars – er betraf die Stadt Allenstein – wurde von der Technischen Hochschule Dresden als Dissertation angenommen; 1931 erhielt Wünsch den Grad eines Dr.-Ing.

Offiziell als „Hilfsarbeiter“ des Provinzialkonservators beschäftigt, wuchsen Wünsch infolge seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit neue und verantwortungsvolle Aufgaben zu. Als Bauberater des Konsistoriums der Evangelischen Kirche in Königsberg wurde er auf das Problem der Instandhaltung kirchlicher Gebäude hingewiesen. Zum neuen Arbeitsfeld entwickelte sich die Naturdenkmalpflege, als deren Ergebnis das Freiluftmuseum in Königsberg (seit 1939 in Hohenstein) entstand. Daß Wünsch 1938 zum Provinzialbaurat ernannt und in die neu geschaffene Planstelle im Provinzialdenkmalamt eingewiesen wurde, ist auch als nachträgliche Anerkennung seiner bisherigen Leistungen zu werten.

Neben den täglichen Dienstgeschäften suchte Wünsch jede Gelegenheit, die Quellen des Staatsarchivs Königsberg zu durchmustern, um in den Jahresberichten des Provin-

zialkonservators und in Zeitschriften Beiträge zur ostpreußischen Baugeschichte zu veröffentlichen. Mit der Würdigung der Baumeister Joachim Ludwig Schultheiß von Unfriedt und Johann Friedrich fand er zur biographischen Darstellung. Als Mitarbeiter an der Altpreußischen Biographie schrieb er zahlreiche Artikel über Persönlichkeiten seines Fachgebiets, wobei es ihm trotz der gebotenen lexikalischen Kürze immer gelang, wesentliche Stationen eines Lebens und bedeutende Leistungen eindrucksvoll zu würdigen.

Von 1939 bis 1945 war Wünsch Soldat. Nach der Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft mußte er in Hannover unter vergleichsweise bescheidenen Umständen im Büro des Architekten Heinrich Stille einen Neuanfang wagen. Aufträge des Niedersächsischen Landeskonservators führten ihn zwar gelegentlich auf das Gebiet der Baugeschichte zurück, so im Rahmen von Untersuchungen des ostfriesischen Pewsum und der Burg Adelebsen bei Göttingen, aber trotz der Unerreichbarkeit Ostpreußens blieb Wünsch wissenschaftlich seiner Wahlheimat verbunden und setzte fast bruchlos seine Forschungen zur Geschichte einzelner Gebäude dort fort, wo er sie mit Kriegsbeginn hatte abbrechen müssen. 1958 wurde er in die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung gewählt. Erich Keyser empfahl ihn dem Deutschen Kunstverlag, für dessen Reihe „Die Kunst im deutschen Osten“ er den Bildband „Ostpreußen“ (1960) verfaßte. Während ihn Keyser zu einer größeren Darstellung, einer Geschichte ostpreußischer Baudienststellen und Baubedienten von 1600 bis 1800, zu ermuntern suchte, bevorzugte Wünsch weiterhin kleinere, überschaubare Themen, die er während seiner Aufenthalte im Staatlichen Archivlager zu Göttingen trotz beruflicher Verpflichtungen, u. a. bei der niedersächsischen Denkmalpflege, bearbeitete.

Den Tagungen der Historischen Kommission wohnte Wünsch als stiller, jedoch sehr aufmerksamer Beobachter bei. Um Gutachten oder um eine Mitarbeit gebeten, versagte er sich nie, solange es seine Gesundheit gestattete. Den jüngeren Kommissionsmitgliedern teilte er uneigennützig seinen guten Rat mit und war zu einem Gedankenaustausch über die „preußische Vergangenheit“ auch dann noch bereit, als die Kräfte nachließen und sein allgemeines Interesse an der Umwelt zu erlahmen begann. Die Lücke, die der Tod von Carl Wünsch in der Forschungslandschaft hinterläßt, wird kaum geschlossen werden können; mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen zur ostpreußischen Baugeschichte übergab er uns ein jedoch ein Erbe, das es zu pflegen gilt.

Iselin Gundermann

Buchbesprechungen

Westpreußen-Jahrbuch, Band 48 (1998). Hrsg. v. Hans Jürgen Schuch im Auftrag der Landsmannschaft Westpreußen. 160 Seiten mit Abbildungen, 16 Bildseiten und ein doppelseitiges Vierfarbendruckblatt. Münster, Westpreußen-Verlag 1997. DM 31,—.

Wieder einmal liegt mit dem Band 48 ein facettenreiches Westpreußen-Jahrbuch vor, das sieben Beiträge enthält und mit einem Gedicht von Agnes Miegel beginnt.

650 Jahre sind seit der Verleihung des Kulmer Stadtrechts durch Hochmeister Heinrich Dusemer an die Ortschaft Putzig am 16. November 1348 vergangen, die, bereits seit 1220 namentlich bekannt, um 1312 unter die Herrschaft des Deutschen Ordens gelangte. Hans-Jürgen Schuch zeichnet in seinem Beitrag „650 Jahre Stadt Putzig. Vom Klosterdorf zur Kreisstadt“ (S. 5–26) deren wechselvolle Geschichte, ihre Besiedlungs- und Bevölkerungsentwicklung sowie die Rechtsverhältnisse und die konfessionelle und wirtschaftliche Entwicklung bis in die Gegenwart nach. Anschließend (S. 27–36) handelt Gerhard Templin unter dem Titel „Deutsch Eylau zur Blütezeit des Deutschen Ordens“ über die Stadtwerdung der Siedlung, über Burg und Kirche sowie die Wechselfälle ihrer Entwicklung. Die gebürtige Danzigerin Käthe Schirmacher engagierte sich in Deutschland und international unermüdlich für die rechtliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Frau. Dorothee Haedicke stellt den aufregenden Lebensweg und das umfangreiche Schaffen dieser „[...] Kämpferin für das politische Wahlrecht der Frau“ vor (S. 37–50). Fast völlig unbekannt geblieben sind bisher die Planungen und der Umbau des alten Ordenschlosses und des Kleinen Schlosses in Mewe zu einem Getreidemagazin. Dies hat Stefan Hartmann eindrucksvoll aus den Akten des Magazindepartements in der II. Hauptabteilung ‚Generaldirektorium‘ des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz für „Das preußische Kriegsmagazin in Mewe [...]“ (S. 51–74) herausgearbeitet.

Im Dezember 1918 gab die sowjetrussische Regierung nach ihrer einseitigen Aufkündigung des Vertrages von Brest-Litowsk den Befehl für die ‚Operation Weichsel‘. Dabei ging es auch um die Zerstörung des unabhängigen Polen. Pawel Kosiński beschäftigt sich mit dem Thema „Der polnisch-sowjetische Krieg 1920 und seine Auswirkungen im polnisch gewordenen Teil Westpreußens“ (S. 75–88), wobei er besonders unter Berücksichtigung der negativen Haltung der Weimarer Republik gegenüber Polen das deutsch-russische Verhältnis herausarbeitet und die Situation der deutschen Bevölkerung z. B. in den Fragen der Staatsbürgerschaft oder der Militärpflicht beleuchtet. Horst Gerlach liefert Erinnerungen, Fakten und Geschichte über „[Den] Polenfeldzug und die 21. ost- und westpreußische Infanteriedivision“ (S. 89–118). Vf. skizziert die Ursachen des Kriegsausbruchs aus der Sicht vieler Westpreußen und der davon betroffenen volksdeutschen Bevölkerung und schildert die einzelnen Kampfhandlungen auch anhand von Zeitzeugenberichten. Es gilt zu bedenken, daß sowohl von deutscher wie auch von polnischer Seite von Anfang an eine Revision der durch den Versailler Vertrag fixierten Ostgrenze angestrebt wurde. Die Bestimmungen des Vertrages gingen Deutschland zu weit und Polen nicht weit genug. Die Locarno-Verträge und ergänzend der Berliner Vertrag verschlechterten die Lage Polens drastisch, denn der bestehende polnisch-französische Vertrag nützte Polen nur noch, wenn Deutschland eindeutig als Angreifer auftrat. Im Anhang liefert Vf. das Aussageprotokoll eines aus Westpreußen stammenden Leutnants über seine Zeit als Kriegsgefangener in Polen.

Den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die heimische deutsche und jüdische Bevölkerung in Westpreußen sowie dessen Akzeptanz wurde bislang wenig Beachtung geschenkt. Dabei ist nicht ohne Bedeutung, daß Westpreußen aus drei durchaus verschiedenen Gebietsteilen bestand, der dem Reich einverleibten Freien Stadt Danzig, dem sog. Korridorraum und dem bis 1939 Ostpreußen zugehörigen Regierungsbezirk Westpreußen, in denen sich der Nationalsozialismus zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten verbreitete. Hugo Rasmus widmet sich in einer landesgeschichtlichen Studie „Westpreußen unter dem Hakenkreuz [...]“ (S. 119–158) und betrachtet dabei schwerpunktmäßig Pommerellen. Abgesehen vom Kirchenkampf wurde dem Widerstand und der Opposition bislang keine deutsche Arbeit gewidmet. Hier bemüht sich die polnische For-

schung, deren Ergebnisse Vf. ergänzt durch die Auswertung von landesgeschichtlichen Arbeiten, Erlebnisberichten und Biographien. Vf. nennt zahlreiche Namen und beschreibt Einzelschicksale.

Mit Zeichnungen, alten und neuen Fotos sowie zwei Farbaufnahmen von Putzig ist dieser Band des Westpreußen-Jahrbuchs, der ein breites Themenspektrum präsentiert, reich illustriert, und es werden Neuzugänge des Westpreußischen Landesmuseums in Münster vorgestellt.

Paul Marcus

Alojzy Szorc: Dzierzgoń od początku do dni naszych 1248–1998 [Christburg von den Anfängen bis zu unseren Tagen 1248–1998]. Dzierzgoń 1998, 368 S., 24 Abb. i. Anh.

Die vorliegende Veröffentlichung des durch zahlreiche Arbeiten über das ermländische Dominium bekanntgewordenen Autors bestätigt auch in Polen den Trend zur Heimatgeschichtsforschung, der sich im Verfassen von Ortschroniken dokumentiert. Die heute zu Polen gehörenden Teile Ost- und Westpreußens bieten dazu eine Fülle von Objekten, die durch ihre Lage im deutsch-polnisch-preußischen Grenzbereich die enge Verflechtung verschiedener Nationalitäten und Kulturen aufzeigen. Erst nach 1989 im Zuge fortschreitender Demokratisierung ist eine solche regionalgeschichtliche Betrachtung in Polen wirklich möglich geworden.

Sie verfolgt das Ziel, die Vergangenheit der „wiedererlangten Nord- und Westgebiete“ dem Bewußtsein des polnischen Lesers, in unserem Fall auch des ortsansässigen Bewohners von Christburg, näherzubringen und ihre Integration in den polnischen Staat zu rechtfertigen. Im Gegensatz zu früher ist das Bemühen vieler polnischer Autoren um eine ausgewogenere Betrachtung der Rolle der Deutschen in dieser Grenzregion zu erkennen. Das gilt auch für die hier präsentierte Monographie, die in vier größeren Kapiteln die Geschichte Christburgs von der Ordenszeit über die Phase der Zugehörigkeit zur Adelsrepublik und zum preußischen und deutschen Staat bis zur Gegenwart beschreibt. Während die Darstellung der mittelalterlichen Entwicklung Christburgs kaum Neues bringt, ist die der frühneuzeitlichen Verhältnisse für den deutschen Leser interessanter, kann doch der Vf. hier aus Quellen in Kirchenarchiven, z. B. dem Diözesanarchiv in Allenstein, schöpfen. Insgesamt treten alle wichtigen Bereiche der Stadtgeschichte – Politik, Wirtschaft, Soziales, Demographisches – gegenüber den kirchlichen Verhältnissen zurück, die in ihrer Struktur, Organisation und personellen Vertretung ausführlich geschildert werden. Sie ziehen sich als roter Faden durch die gesamte Darstellung, die dadurch ein verhältnismäßig einseitiges Bild der Stadtgeschichte vermittelt.

Bei der hier befolgten Behandlung des Stoffes wäre die Beschränkung auf die Kirchengeschichte Christburgs sicher sinnvoller gewesen. Das schließt jedoch nicht aus, daß dem Leser immer wieder interessante Begebenheiten aus der Stadtgeschichte in erzählender Form vermittelt werden, u. a. orientiert an zentralen Quellen wie der Christburger Willkür vom 17. März 1631. Insofern kann das Buch zwar den interessierten Laien ansprechen, aber weniger den Anspruch auf eine fundierte wissenschaftliche Untersuchung erheben, was möglicherweise der Autor auch gar nicht anstrebt. Die von ihm vermittelten Informationen regen zu einer eingehenden Beschäftigung mit einzelnen Problemen der Geschichte Christburgs an, wozu die im Anhang abgedruckten Dokumente gleichfalls beitragen. Alles in allem also trotz der erwähnten Mängel ein nützliches und lesenswertes Buch.

Stefan Hartmann

Andrzej Groth (Hrsg.): Historia Pucka [Die Geschichte von Putzig]. Gdańsk, Wydawnictwo „Marpres“ 1998, 360 S., 71 Abb., deutsche Zus.fass.

Der vorliegende Sammelband ist dem 650jährigen Stadtjubiläum von Puck/Putzig gewidmet. Dabei handelt es sich um die erste Monographie der Stadtgeschichte, deren Beiträge zumeist aus der Feder Danziger Historiker stammen. Der Herausgeber ist selbst gebürtiger Putziger und seiner Heimatstadt eng verbunden.

Die chronologisch angeordneten Beiträge beruhen nicht nur auf der Auswertung der einschlägigen polnischen und deutschen Literatur, sie beziehen häufig auch ungedruckte Quellen mit ein,

wodurch der Informationswert des Buches erheblich gesteigert werden kann. U.a. sind hier die Staatsarchive Danzig, Bromberg, Thorn und Posen, aber auch das Hauptarchiv Alter Akten in Warschau und das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin zu nennen. In der gelungenen Verbindung des Referierens von Bekanntem und der Ergänzung einzelner Forschungslücken folgt die Konzeption dem Vorbild der „Historia Gdańska“, wodurch der Fachhistoriker in gleicher Weise wie der interessierte Heimatfreund angesprochen wird. Erfreulich ist die ausführliche deutsche Zusammenfassung am Schluß des Bandes (S. 311–326), die den wesentlichen Aspekten der Darstellung Rechnung trägt. Dennoch ist der Rückgriff auf die polnischsprachigen Beiträge wegen ihrer Informationsfülle und Quellen- und Literaturnachweise unverzichtbar. Das Buch ist in sieben Abschnitte gegliedert: 1. Vorgeschichte, 2. Mittelalter, 3. Zeit der Adelsrepublik, 4. Preußische Herrschaft (bis 1914) – korrekter wäre bis 1919 gewesen –, 5. Zweite polnische Republik, 6. Herrschaft des Nationalsozialismus, 7. Sogenannte Volks- und Dritte Republik, wobei unter der letzteren die Zeit nach 1989 verstanden wird. Trotz gewisser Unterschiede – am umfangreichsten wird die Geschichte Putzigs zur Zeit der Adelsrepublik und nach 1945 behandelt – wird dem Leser ein ausgewogenes Bild der Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte vermittelt, wozu die weitgehend leidenschaftslose Darstellung der daran beteiligten Staaten und Nationalitäten (Deutsche, Polen und Kaschuben) beiträgt. Wenn auch Konflikte zwischen diesen nicht übergangen werden, so werden doch die Akzente der Kooperation immer wieder hervorgehoben, schufen diese doch die eigentliche Voraussetzung für das Werden und Gedeihen des städtischen Gemeinwesens. Hier zeigt sich ein wesentlicher Fortschritt der polnischen Historiographie gegenüber dem von ihr früher überbetonten polnisch-deutschen Dauerantagonismus. Das schließt jedoch nicht aus, daß bestimmte für das polnische Nationalgefühl bedeutsame Ereignisse wie die von General Józef Haller im Februar 1920 symbolisch vollzogene Verlobung Polens mit dem Meer – er warf in Putzig einen von Danziger Polen gestifteten Ring in die Wogen, wohl um die Ambitionen der jungen Republik im Ostseeraum zu dokumentieren – besonders herausgestellt werden.

Insgesamt spannt sich der Bogen in dem hier angezeigten Jubiläumsband von der nur durch archäologische Funde faßbaren vor- und frühgeschichtlichen Zeit über fast acht Jahrhunderte schriftlicher Zeugnisse bis zur Gegenwart. Die Entdeckung einer frühmittelalterlichen, noch vor der Lokationsperiode entstandenen Hafensiedlung in der Putziger Wiek läßt die Bedeutung dieses Raums für die Seefahrt schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends erkennen und bestätigt die Erkenntnis, daß die dortigen slawischen Bewohner bereits damals das offene Meer befuhrten. Die erste schriftliche Erwähnung Putzigs 1220 in einer Urkunde des pommerellischen Herzogs Swantopolk läßt die enge Beziehung des Ortes zum Zisterzienserklöster Oliva erkennen und weist möglicherweise auf die Existenz einer Burg als Zentrum der umliegenden Marktgenossenschaft hin. In der Deutschordezeit erscheint Putzig als ein Mittelpunkt der lokalen Verwaltung und wurde um 1363 durch die dortige Einrichtung eines Fischmeisteramts aufgewertet. Ein noch bedeutenderes Ereignis war die Verleihung der Stadtrechte nach Kulmer Recht am 16. November 1348, wobei das Zinsdorf und die Stadt gleichzeitig eine Handfeste erhielten. Weitere hier geschilderte und gelegentlich kritisch bewertete Ereignisse sind u.a. die Danziger und schwedische Herrschaft über den Ort im Dreizehnjährigen Krieg (1454–1466) und die Bedeutung Putzigs für den Flottenbau der polnischen Könige Sigismund II. August, Sigismund III. und Władysław IV. zwischen 1567 und 1635 – hier zeigt sich, daß das Streben Polens zum Meer, im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder Zielrichtung der polnischen Nationalbewegung und offiziellen polnischen Politik, eine lange Tradition hat. Darauf folgen Bemerkungen über die Geschehnisse der Stadt im Nordischen und Siebenjährigen Krieg und ihren Übergang an Preußen (1772). Die Teilungszeit wird verhältnismäßig knapp geschildert. Hier hätte die Auswertung des Putzig betreffenden Aktenmaterials in den Beständen des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, ich denke dabei zunächst an die Überlieferung des preußischen Generaldirektoriums, sicherlich weiterführende Erkenntnisse erbracht. In der Zwischenkriegszeit (1919–1939) stehen die Zugehörigkeit Putzigs zum polnischen Korridorgebiet und die damit verbundenen Probleme, z.B. die Rolle der deutschen Minderheit, im Mittelpunkt. Danach wird am Beispiel Putzigs die national-

sozialistische Gewaltherrschaft im neugebildeten Reichsgau Danzig-Westpreußen beleuchtet, wobei auf die Verfolgung der Juden und Polen, die Gleichschaltung der Verwaltung und die Rolle des eng mit der NSDAP verbundenen Bürgermeisters Friedrich Freimann eingegangen wird. Abschließend wird ein Überblick über die Entwicklung der 1945 erneut polnisch gewordenen Stadt in 50 Nachkriegsjahren gegeben. Hier finden sich Hinweise über die langjährige kommunistische Unterdrückung, die 1989 durch den Übergang zum demokratischen Verfassungsstaat beendet wurde.

Der besondere Wert des Buches besteht darin, daß es allen wichtigen Bereichen der Stadtgeschichte, so auch dem administrativen, sozialen, wirtschaftlichen und demographischen, Rechnung trägt und sie zu einer Synthese zusammenfügt. Damit ist eine wichtige Grundlage für weiterführende Forschungen geschaffen worden, an der sich auch die deutsche Seite beteiligen sollte. Eine Übersetzung des Bandes ins Deutsche ist daher grundsätzlich anzuraten.

Stefan Hartmann

Jerzy Dygdała: *Brodnica. Siedem wieków miasta* [Strasburg, Sieben Jahrhunderte der Stadt]. (Rada miejska w Brodnicy [Stadtrat in Strasburg]. Towarzystwo miłośników Ziemi Michałowskiej [Verein der Liebhaber des Michelauer Landes]). Brodnica 1998, 404 S., 90 Abb.

Der hier präsentierte Band ist wie viele andere Stadtgeschichten aus Anlaß eines Jubiläums – hier der Verleihung des Stadtrechts an die westpreußische Stadt Strasburg vor 700 Jahren – entstanden. In seinem Vorwort umreißt der Herausgeber Jerzy Dygdała die historische Bedeutung Strasburgs im Schnittpunkt des Kulmer und Dobriner Landes sowie Masowiens, eine Lage, die dem Ort schon früh zu überregionaler Bedeutung als Warenumschlagplatz und Verwaltungsmittelpunkt verhalf. Mit Recht weist er auf das Fehlen einer modernen Synthese der Geschichte Strasburgs hin, dem der vorliegende Band abhelfen will. Um den unterschiedlichen Bereichen der Stadtgeschichte gerecht werden zu können, wurden Historiker, Geographen und Archäologen als Verfasser der Beiträge gewonnen. Maßgebend für deren Anordnung ist das chronologische Prinzip, wobei ein Kapitel über die geographischen Verhältnisse des Ortes und der Region vorangestellt wird. Ausführlich werden die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse behandelt, um die verhältnismäßig späte Lokation der Stadt besser verstehen zu können. Die folgenden Beiträge schildern die Geschichte Strasburgs und seines Umlandes unter der Deutschordeherrschaft, in der Zeit der Adelsrepublik, während der Zugehörigkeit zu Preußen, kurz unterbrochen durch das Zwischenspiel des napoleonischen Herzogtums Warschau, in der Zwischenkriegszeit, der sich daran anschließenden deutschen Okkupation und schließlich ausklingend in Form eines Kalendariums die Nachkriegszeit von 1945 bis 1997, wobei die Wende von 1989 die entscheidende Zäsur bildet. Die hier vermittelten Fakten müßten allerdings erheblich ergänzt werden, um als solide Grundlage für eine Darstellung dieser wichtigen Jahrzehnte zu dienen.

Nach den Ausführungen des Herausgebers bilden vor allem die sozialen Veränderungen innerhalb der Bevölkerung Strasburgs und der Wandel der Lebensverhältnisse die eigentliche Achse der Synthese. Wegen des bisweilen lückenhaften Quellenmaterials konnte dieses Ziel nicht immer erreicht werden. Leider beschränken sich die entsprechenden Nachweise nur auf die Fußnoten zu den einzelnen Beiträgen. Im Anhang befindet sich nur eine Bibliographie zu den wichtigsten Veröffentlichungen über Strasburg, wobei polnische Titel bei weitem überwiegen. Deutsche Publikationen wurden gelegentlich übersehen wie der Beitrag des Rezensenten über die „Einführung preußischer Städteordnungen im westpreußischen Kreis Strasburg im 19. Jahrhundert“¹ mit einer Liste der stimmfähigen Strasburger Bürger vom Jahre 1832.

Positiv fallen die übersichtliche Gliederung und die gute Lesbarkeit des Buches ins Gewicht. Anerkennenswert ist das Bemühen um Ausgewogenheit in der Behandlung der komplizierten

¹ Stefan Hartmann: Zur Einführung preußischer Städteordnungen im westpreußischen Kreis Strasburg im 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Ostforschung 34, 1985, S. 449–472.

Frage der Nationalitätenverhältnisse, die über viele Jahrhunderte hinweg durch das Zusammenleben von Deutschen, Polen und Juden bestimmt war. Auch dem konfessionellen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten wurde Rechnung getragen, wurde dieser doch oft mit Polen und Deutschtum gleichgesetzt.

Als nützlich erweisen sich auch die reiche Illustration des Bandes und die verschiedenen Karten, wobei allerdings die Ortsnamen ausschließlich in der polnischen Version wiedergegeben werden, wodurch dem deutschen Leser die Orientierung erschwert wird. Dazu gehört auch das Fehlen einer Zusammenfassung in einer westlichen Sprache, ein – wie ich meine – erheblicher Nachteil für die Verbreitung dieses Buches im Ausland und besonders in Deutschland. Gerade angesichts des immer wieder beleuchteten multikulturellen Erbes der Geschichte Strasburgs, das wegen seiner Grenzlage besonders zur Erfüllung einer Brückenfunktion zwischen Deutschen und Polen geeignet war, ist diese Unterlassung zu bedauern. In Anbetracht des Zusammenwachsens Europas sollte eher darauf geachtet werden, wichtige Erkenntnisse auch dem Nachbarn zu vermitteln, vor allem wenn dieser selbst an der Gestaltung der Vergangenheit entscheidend beteiligt war.

Stefan Hartmann

Rafał Wolski, Grzegorz Białuński, Jan Sekta (Bearb.): *Kronika gminy leckiej [giżyckiej] poświęcona ukochanemu miastu w święto trzechsetlecia jego istnienia przez jego duszpasterza Ernsta Trinckera, superintendenta. Lec, 15 maja 1912* [Chronik der Gemeinde Lötzen, gewidmet der geliebten Stadt anlässlich ihres 300jährigen Bestehens durch ihren Seelsorger Ernst Trincker, Superintendent. Lötzen 15. Mai 1912] (Biblioteka Archiwum Mazurskiego, 1). Giżycko 1997, 161 S., 10 Abb. i. Anh.

Grzegorz Białuński, Grzegorz Jasiński, Ryszard Tomkiewicz (Bearb.): *Z dziejów Leca (Giżycka). Wybór szkiców i źródeł* [Aus der Geschichte von Lötzen. Eine Auswahl von Skizzen und Quellen] (Biblioteka Archiwum Mazurskiego, 2). Olsztyn 1998, 122 S.

Die beiden ersten Bände der von der Bibliothek des Masurischen Archivs herausgegebenen Reihe behandeln die Geschichte der masurischen Gemeinde Lötzen, die in einer Urkunde des Hochmeisters Dietrich von Altenburg (1335–1341) erstmals erwähnt wurde, aber erst 1612 das Stadtrecht erhielt. Nunmehr liegt eine vollständige polnische Übersetzung der bisher ausführlichsten Monographie des Ortes vor, die Superintendent Paul Trincker in seiner Eigenschaft als Archivar der Kreisgemeinschaft Lötzen anlässlich des 300jährigen Jubiläums des alten „Lec“, das auch als „Leczenburg“ überliefert ist, verfaßt hat. Für diese Veröffentlichung sprach auch die gründliche Auswertung der Quellen, die spätere Bücher über Lötzen nicht vorweisen können.

Die Übersetzung will polnische Leser mit der Geschichte Lötzens und seiner masurischen Region bekannt machen, wozu auch die preußische und deutsche Vergangenheit gehört. Trinckers Arbeit verdient auch insofern Beachtung, als sie wichtige Ereignisse der Stadtgeschichte gerade an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert aus der Sicht eines Augenzeugen schildert. Formal hält sich der Autor an die Konvention der Chronik, indem er in chronologischer Weise berichtet. Den Zugang zu den Quellen verdankt er dem deutschen Historiker Schweichler, der entsprechende Nachforschungen im Königsberger Staatsarchiv anstellte, und dem mit Masuren befaßten Schriftsteller Martin Gerss. Trinckers Ausführungen über Lötzen schöpfen auch aus der von Max Toepfen verfaßten Geschichte Masurens, die bereits 1995 ins Polnische übertragen worden ist. Weil Trincker kein Fachhistoriker war, haben sich gelegentlich Fehler eingeschlichen, die der von den Herausgebern des anzuzeigenden Buchs gefertigte Kommentar zu beheben versucht. Positiv wird das Fehlen stärkerer nationalistischer Tendenzen betont, was in einer besonders davon geprägten Zeit (1912!) eine Ausnahme darstelle. So seien in der Schilderung der Epochen vor Beginn des 19. Jahrhunderts lediglich religiöse (prolutherische) Akzente und eine royalistische Verherrlichung der Hohenzollernndynastie festzustellen.

Trinckers Arbeit ist unter dem Einfluß der Heimatgeschichte zu sehen, die vor dem Ersten Weltkrieg nicht nur in Ostpreußen, sondern auch in ganz Deutschland Fachhistoriker und Laien,

z. B. Lehrer und Pfarrer, interessierte, die zahlreiche Gemeindechroniken verfaßten. So erschienen fast gleichzeitig mit der Geschichte von Lötzen entsprechende Darstellungen über Rhein, Angerburg, Rastenburg und Eckersberg. Ein stichprobenartiger Vergleich mit dem deutschen Original läßt die Zuverlässigkeit der polnischen Übersetzung erkennen. Die Grundsätze der Edition wie die Vereinheitlichung der Namen, die Auflösung deutscher Abkürzungen, die Kennzeichnung von Zusätzen des Übersetzers und die Erklärung einzelner Begriffe in den Anmerkungen in einer dem nicht historisch gebildeten Leser verständlichen Weise erleichtern das Verständnis des Textes. Somit wird das Ziel erreicht, den heutigen polnischen Bewohnern Lötzens und ganz Masurens den Inhalt eines vor fast 90 Jahren erschienenen Buches vor Augen zu führen, das sie mit früher fast ganz ausgeklammerten Aspekten wie dem Wirken und insbesondere der jahrhundertelangen Kulturleistung der deutschen Siedler und Kolonisten bekannt macht.

Die zweite Nummer der hier angezeigten Reihe enthält einige Arbeiten und Erinnerungen zur Geschichte Lötzens vom 18. Jahrhundert bis nach 1945. Von den zwei Themenbereichen behandelt der erste die Verhältnisse der Stadt im Königreich Preußen anhand der Darstellung Ludwig Reinhold von Werners (1726–1756), der durch seine „Poleographia Regni Prussiae“, eine Beschreibung ostpreußischer Städte, bekannt wurde. Daran schließt sich ein Auszug aus der Lötzen-Chronik des bereits erwähnten Martin Gerss an, der in annalistischer Form die wichtigsten Ereignisse von der Stadtwerdung (1612) bis zum großen Brand (1822) vermittelt. Eine Zustandsbeschreibung ist dagegen der Bericht über „Lec“ (Lötzen) im Jahre 1859, die man zusammen mit dem hier gleichfalls publizierten Rückblick des Juristen und masurischen Heimatfreundes Richard Petong auf „Lötzen vor einem halben Jahrhundert“ lesen sollte. Von Interesse ist auch der Abdruck des Textes zum Stichwort „Lötzen“ aus dem „geographischen Wörterbuch des Königreichs Polen“, verfaßt vom Pelpliner Kathedralvikar Jakub Fankidejski (1879), der im Gegensatz zu zeitgenössischen preußischen Chronisten die Verknüpfung Masurens mit Polen stärker herausrückt.

Die zweite Themengruppe beleuchtet die Ereignisse um und nach 1945 vor allem unter dem Aspekt der Eingliederung Lötzens in den polnischen Staat. Aufschlußreich ist hier der Abdruck von vier Dokumenten aus der Korrespondenz des damaligen Lötzen-Vizestarosten Czesław Browiński, in denen sich die Probleme bei der Umbenennung des Ortes zu Beginn der polnischen Herrschaft widerspiegeln. Erst auf Umwegen setzte sich der Name „Giżycko“ in Erinnerung an Gustav Gisevius durch, der neben Adalbert Winkler (Wojciech Kętrzyński) die enge Verwandtschaft der Masuren zu den Polen hervorhob. Insofern tritt Lötzen in eine Reihe mit Kętrzyn/Rastenburg und Mrągowo/Sensburg, wobei letzteres nach Christoph Coelestin Mrongovius (1764–1855), einem Förderer der polnischen Sprache, benannt wurde. Zwei Erlebnisberichte von Zeitzeugen des Umbruchs 1945–1947 schildern die schwierigen Lebensverhältnisse der Bevölkerung, die von den Kriegsfolgen – fast totale Zerstörung, nahezu gänzliche Umschichtung der Bevölkerung (Zuzug polnischer Siedler aus den an die UdSSR abgetretenen Gebieten, Vertreibung der Deutschen) – nachhaltig bestimmt wurden. Ein Beitrag über die damals für den masurischen Raum zuständigen Wojewoden in Olsztyn/Allenstein rundet den informativen Band ab, der einerseits für die Geschichte Lötzens wichtige deutsche Arbeiten durch ihre Übersetzung dem polnischen Leser nahebringt und zum anderen durch bisher unbekanntere Erlebnisberichte von 1945/46 die Situation in Lötzen und Masuren nach dem Kriegsende veranschaulicht. Das Buch ist daher auch für deutsche Leser interessant, denen die Überlieferung der polnischen Seite bisher weitgehend verschlossen war.

Stefan Hartmann

Stephan Selzer: *Artushöfe im Ostseeraum. Ritterlich-höfische Kultur in den Städten des Preußenlandes im 14. und 15. Jahrhundert* (Kieler Werkstücke. Reihe D, Bd. 8). Frankfurt/M., Peter Lang 1996, 200 S., broch., DM 65,—.

Die Arbeit geht der Frage nach, inwieweit die preußischen Artushöfe im 14./15. Jahrhundert als Beispiel für die Rezeption ritterlich-höfischer Kultur in der städtischen Lebenswelt anzusehen sind – in einem Territorium also, das einen normalen Fürstenhof nicht kannte und im Deutschen

Orden, also einem geistlichen Ritterorden als Territorialherrn, fürstlich-höfische Kultur nur eingeschränkt entfalten konnte. Dabei geht es dem Verf. nicht um eine detaillierte Geschichte der einzelnen Artushöfe, er legt vielmehr verschiedene systematische Fragestellungen an.

Neben die Artushöfe in Elbing, Danzig, Braunsberg und Königsberg traten die „Kumpanhäuser“ in Kulm und Thorn, wobei die Benennung die unterschiedliche Herkunft der Stadtbewohner widerspiegeln könnte aus dem niederdeutschen bzw. westfälischen und schlesischen Raum. Weitere, nicht zur Hanse gehörende Städte Preußens entbehrten wohl des sozialen Umfelds zur Gründung solcher Häuser, und bei den Artushöfen in Stralsund und Riga handelt es sich offenbar um Namensableitungen aus Preußen.

Überraschend ist die Feststellung, daß mit dem Begriff des Hofes erst in zweiter Linie der Bau gemeint war, vielmehr primär die Kombination von Essen und Trinken, Tanz und Spiel sowie Turnier – was die Ausrichtung an der ritterlich-höfischen Lebenswelt des für den europäischen Adel berühmtesten Vorbilds auch im städtischen Patriziat beinhaltet. Anhand etlicher Schrift- und Sachquellen vermag der Verf. diese Interpretation eindeutig zu erhärten.

Die regionale Ableitung solcher Tafelrunden-Turniere (im Gegensatz zu Massenturnieren) nimmt der Verf. überzeugend aus dem südeuropäisch-nordfranzösisch-flandrischen Raum vor. Ihre spätere Aufnahme im Deutschen Reich geht einher mit einem intensiveren Eindringen in den städtischen Raum und der Institutionalisierung als regelmäßig wiederkehrendes Fest. Dieses Eindringen – seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auch in Norddeutschland – geschah zuerst als Verlagerung des adeligen Turniers in die Stadt, wurde dann jedoch vom Patriziat übernommen als Abgrenzung „zwischen Oberschicht, die adlig leben will, und übriger Bürgerschaft, die mit den Händen arbeitet“ (S. 87). Die Übertragung nach Preußen ist nachvollziehbar aus Flandern abgeleitet, wobei für die preußische noch recht junge städtische Gesellschaft zu Beginn des 14. Jahrhunderts die mögliche Verbindung mit den Forderungen an das Patriziat zur Beteiligung am Heidenkampf (Litauerreisen) aufgezeigt wird. Die neuerliche Turnierwelle um 1480 deutet der Verf. als Umpolung von Heidenkämpfen in die Bewußtseinslage von Siegern über den Deutschen Orden als Landesherrn (im 13jährigen Krieg), worüber ein eigener Vortrag existiert (Geschichte als Argument. 41. Deutscher Historikertag 1996, München 1997, S. 96).

Wenn im folgenden die innere Organisation der Artushöfe und ihrer Gesellschaften untersucht wird, ist wesentlich, daß die Gesellschaften *societas* und *fraternitas* miteinander verbanden, wenngleich einschränkend auch festgestellt ist, daß die zentrale Funktion „im Zusammenspiel von Geselligkeit und Sozialprestige“ gesucht werden müsse (S. 121).

Dieser Sozialstatus verglich die Mitglieder in ihrem Selbstverständnis mit Edelknechten bzw. Niederadel. Ihre Zugehörigkeit zum Artushof bedeutete jedoch auch einen nachweisbaren Schritt auf der Karriereleiter in den Rat. Die Grenze zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern verlief zwischen Fernhändlern und Kleinhändlern. Die Zugehörigkeit zu den Gesellschaften stellte den größeren Kreis der städtischen politischen Führungsschicht dar, aus denen die konkreten Führungsgruppen von Schöffen und Ratsherrn hervorgingen.

Insgesamt handelt es sich um eine knappe, jedoch quellen- und literaturgesättigte, geistreiche und gut lesbare Arbeit, die nicht zuletzt in ihrem Ausblick verdeutlicht, welch wesentlicher Beitrag hier zur Geschichte städtischer Lebenswelt keineswegs nur in Preußen vorliegt. M.E. hätte man diese Magisterarbeit als Dissertation akzeptieren sollen.

Udo Arnold

Katarzyna Cieślak (†): Tod und Gedenken. Danziger Epitaphien vom 15. bis zum 20. Jahrhundert (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 14). Lüneburg, Institut Nordostdeutsches Kulturwerk [1998], 128 S., 118 Abb. im Anh.

„De mortuis nihil nisi bene“ – anzuzeigen ist hier die erste deutschsprachige Monographie der am 8. September 1998 durch einen tragischen Verkehrsunfall in Potsdam verstorbenen, aus Danzig stammenden Kunsthistorikerin Katarzyna Cieślak. Die Studie über „Danziger Epitaphien vom 15. bis zum 20. Jahrhundert“ beruht auf der von Jan Białostocki aus Danzig betreuten Dissertation der Vf.in aus dem Jahre 1988.

Die Vf.in legt den drei Hauptkapiteln ihrer Studie eine religionswissenschaftliche, eine kunsthistorische und eine sozialgeschichtliche Akzentsetzung zugrunde. Unter dem Titel „Epitaphien als fromme Stiftung“ (S. 3–36) deutet sie die „katholischen Bildepitaphien“, die im lutherisch geprägten Danzig nur in geringer Zahl vorhanden waren, als „Andachtsbilder zum Totengedächtnis“. Auf eine kurze Darlegung über den Verlauf der Reformation und den Einfluß der Bilderauffassung Martin Luthers auf die Kunst in der Stadt an der Mottlau folgen Einzelbeschreibungen. Die Ikonologie der untersuchten „evangelischen Bekenntnisbilder“ wird dabei vornehmlich aus der professionellen Zugehörigkeit, aber auch aus der sozialen Herkunft und den lebensgeschichtlichen Umständen der jeweiligen Stifter entschlüsselt.

Für die neuzeitliche Entwicklung in Danzig unterscheidet die Vf.in unter dem Motto „Epitaphien als Totendenkmäler“ zwischen „prospektiven“ Bild- bzw. „retrospektiven“ Inschriften- und Personenepitaphien (S. 37–75). Die ikonographischen Analysen werden jeweils um Deutungen und Hinweise auf stilistische Vorbilder ergänzt. Der Rückgang der Bildepitaphien seit dem 16. Jahrhundert ging auf einen konfessionsgebundenen Wandel der Einstellung der Danziger Stifter zum eigenen Tod zurück. Während die neu entstehenden Inschriftenepitaphien vornehmlich für geborene Mitglieder der städtischen Führungsschicht bestimmt waren und auf niederländische Parallelen verweisen, bevorzugten die Vertreter der „Intelligenz“, aber auch einige Bürgermeister Personenepitaphien, deren Entwicklung von römischen Grabstelen und italienischen Humanistendenkmälern abhing. Diese kommen entweder als „Brustbilder“ oder als „Repräsentationsbildnisse“ vor. Inschriften- und Personenepitaphien treten fast immer in Verbindung mit Wappen auf und gehören in Danzig mehrheitlich ins 17. Jahrhundert.

Die drei Epitaphgattungen unterscheiden sich nicht nur im Aufbau, sondern auch in den schriftlichen Formeln, die Lebenslauf, Verdienste, Rang und Intentionen der Verstorbenen zum Ausdruck bringen. Die Auftraggeber von Bildepitaphien waren nicht nur an einer Verbindung des eigenen Lebens mit dem biblischen Tugend- und Lebenskanon, sondern auch an der Propagierung zeitgenössischer Moralvorstellungen interessiert. Während Angehörige der städtischen Geschlechter ihre vornehme Herkunft und die Verdienste ihrer Ahnen hervorhoben oder sogar vereinzelt das Totengedenken des katholischen polnischen Adels nachahmten, betonten die gelehrten Einwohner Danzigs vor allem die Qualität ihrer Ausbildung, ihre Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen und das Alter ihrer Familien. Weitere Epitaphien stammten von Emigranten. Zu ihnen zählten zunächst Offiziere, die Stilelemente des französischen höfischen Porträts an die Mottlau vermittelten. Ergebnis waren „stark heroisierende Repräsentationsbildnisse“. Sodann gab es unter den Fremden polnische Edelleute, deren Epitaphien ihre innere Distanz zum Protestantismus herauskehrten, und politische Flüchtlinge aus Schweden, die die Vertreibung als Konsequenz ihrer Treue zu Sigismund III. Wasa darstellen ließen.

Unter dem Titel „Epitaphien im Kontext der Vergangenheit Danzigs“ unternimmt die Vf.in sodann eine ritual-, frömmigkeits- und standesgeschichtliche Betrachtung des Totenbrauchtums, der Sepulkralkunst und einiger Mechanismen sozialer Repräsentation des Danziger Bürgertums seit dem späten Mittelalter (S. 77–113). Die Totenbestattungen in Danzig unterschieden sich durch relative Schlichtheit, ein hohes Maß an Sozialdisziplinierung und den Stellenwert, den die evangelische Geistlichkeit der pekuniären Seite beimaß, von den Beisetzungsriten im katholischen Umland. Die Bescheidenheit des Leichengangs, die aus dem protestantischen Verständnis des Gottesdienstes als Zeremonie des Wortes erwuchs, wurde nicht nur durch die Ausgestaltung von Leichenpredigten, sondern auch durch die Auflagenhöhen, in denen sogenannte „Leichenzettel“ gedruckt und an die Bevölkerung verteilt wurden, kompensiert. Auch die Pracht der Sepulkralkunst, zu der Grabplatten, selten belegte Grabmale, Totenfahnen und Totenschilder zählten, hatte sublimierende Wirkung. Vorgeschrieben waren hingegen das Aussehen des Sarges, Größe und Dauer des Trauergeleits, der Umfang des Glockengeläuts, die Anzahl der Trauerlieder und der Ablauf des Trauergottesdienstes. Trotz einer grundsätzlichen Egalisierungstendenz gab es in Danzig insgesamt drei Begräbniskategorien, die sich nach dem sozialen Stand des Verstorbenen und dem Zahlungsaufwand richteten. Die erste Kategorie war Bürgermeistern, Ratsherrn der Rechtsstadt, Pfarrern, Adligen und seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch den Schöffen der

Rechtsstadt vorbehalten. Die zweite und dritte Kategorie hing ausschließlich von der Höhe der entrichteten Gebühren ab (S. 77–100).

Die Vf.in nimmt die Tatsache, daß Danzig bis 1945 vornehmlich lutherisch, das polnische Umland aber katholisch geprägt war, während Katholiken und Reformierte in der Stadt die Minderheiten bildeten, zum Anlaß, gegenseitige Beeinflussungen der drei Konfessionen in religiösem Brauchtum und Sepulkralkunst herauszuarbeiten. Obwohl die „Confessio Augustana“ das verbindliche Bekenntnis der Danziger Bürgerschaft darstellte, kam es zwischen den beiden protestantischen Religionsgemeinschaften eher zu gegenseitiger Duldung und vorsichtiger Abgrenzung als zu scharfem Wettstreit und völligem Ausschluß. Wechselte ein lutherischer Kirchenraum den Besitzer, ging er in der Regel in reformierte Hände über. Ließen Lutheraner „papistische“ Kunstwerke, die sie als „alte Stiftungen“ ansahen, in ihren Kirchen unangetastet, so rührten auch die Reformierten lutherische Bildepitaphien nicht an, während katholische Überbleibsel hier entfernt wurden. Dem Einfluß der Calvinisten an der Mottlau war es zuzuschreiben, daß die Katholiken nur über drei Klosterkirchen verfügten, auf deren Grund und Boden Leichenbegängnisse, Beisetzungen, Prozessionen und andere Feierlichkeiten beschränkt blieben. Die Verteilung der Grablagen der in Danzig lebenden Protestanten auf die übrigen Kirchen der Stadt richtete sich hingegen weniger nach konfessionellen als nach sozialen Kriterien. Überdies ließen sich einige Angehörige des protestantischen Hochadels, die in Polen verheiratet oder aus sonstigen Gründen ansässig geworden waren, in Danziger Kirchen beisetzen. Die Reformierten traten trotz grundsätzlicher Ablehnung bildlicher Darstellungen im Kirchenraum vor allem zwischen 1585 und 1630 als Stifter von Epitaphien auf, da sie in diesen Jahren eine führende Rolle in der Kultur Danzigs spielten. Richtungskämpfe innerhalb des Protestantismus gewannen nur im Ausnahmefall Einfluß auf die Ausgestaltung der Epitaphien (S. 100–106).

Die Danziger Sepulkralkunst spiegelt nicht nur die konfessionelle Zugehörigkeit, sondern auch die soziale Stellung des Verstorbenen wider. Für den Adel waren Grabkapellen mit Inschriftenepitaphien, Grabmale, Totenfahnen, Personenepitaphien mit Liege- oder Adorantenfiguren bzw. Personen- und Inschriftenepitaphien in Verbindung mit Totenfahnen typisch. In manchen Fällen ahmten reiche Bürger, auswärtige Edelleute und Offiziere einzelne Elemente hochadliger Grablagen wie das Repräsentationsbildnis, den Wappenschmuck oder die Totenfahne nach. Das Recht, ein Epitaph zu stiften, war hingegen für das Bürgertum kennzeichnend. Die Bildepitaphien waren in allen bürgerlichen Schichten verbreitet, während Inschriften- und Personenepitaphien, die in Stein gemeißelt werden mußten, einen gewissen Wohlstand voraussetzten. Patrizische Inschriftenepitaphien wurden vor allem von sozialen Aufsteigern aus dem Handwerkerstand imitiert. Trotz protestantischer Prägung gab es auch in Danzig Erbbegräbnisse und räumlich nahe beieinander liegende Grabstätten als Ersatz für Familiengrablagen. Da die Hauptmotivation für Epitaphien in der Wahrung des Gedenkens durch die Nachgeborenen bestand, fühlten sich vor allem nahe Verwandte und Erben für die Stiftung der Erinnerungsmale verantwortlich.

Wenn die Vf.in im Ausblick auf die Notwendigkeit eines Vergleichs von Danzig „mit anderen Zentren der baltischen Kunstlandschaft“ (gemeint ist der Ostseeraum) wie Königsberg oder Lübeck hinweist (S. 115–117), so formuliert sie damit eine Schlußfolgerung, die auch die Rezensentin aus der Lektüre der vorliegenden Studie zieht. Die Verbindungen von Frömmigkeits-, Kunst- und Sozialgeschichte, die Frau Cieslak in vorbildlicher Weise, ausgehend von einem Einzelphänomen für Danzig, aufzeigt, erscheinen als besonders geeignet, einen Weg zur Stadtgeschichte als „totaler Geschichte“ zu ebnen. Es wäre wünschenswert, wenn ihre Studie auf Nachahmung für andere Städte stieße oder in einen Vergleich zwischen verschiedenen Städten, dem die gefundenen Kriterien zugrundeliegen könnten, einmündete. „De mortuis nihil nisi bene“ ist eine Forderung, der die Bearbeiterin angesichts der Komplexität des gewählten Ansatzes und der gelungenen Durchführung der Untersuchung ohne Gewissensbisse entsprechen kann.

Marie-Luise Heckmann

Theodor von Schön. *Untersuchungen zu Biographie und Historiographie*. Herausgegeben von Bernd Sösemann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 42). Köln–Weimar–Wien, Böhlau-Verlag 1996, 169 S., 12 Abb.

Seit der Zeit Heinrich von Treitschkes hat sich Theodor von Schön unter den preußischen Reformern keines besonders guten Rufes erfreuen können. Dieser Umstand hängt, wie der Herausgeber dieses Sammelwerkes in seinem Einführungsbeitrag eindrucksvoll nachweist, weniger mit dem Wirken oder der Persönlichkeit des langjährigen Oberpräsidenten von (West-)Preußen zusammen als vielmehr mit der Rezeptionsgeschichte seines politischen Nachlasses, insbesondere mit der Instrumentalisierung Schöns für die Tagespolitik des Kaiserreiches im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Seit einigen Jahren existiert nun an der Freien Universität eine Forschergruppe unter der Leitung von B. Sösemann und I. Mieck, die mittels der kritischen Edition der Schriften Schöns endlich die Grundlage für ein wahrheitsgetreues Bild dieses preußischen Reformers und Liberalen legen will. Dieser Band gibt gewissermaßen in Form eines Werkstattberichtes die Referate eines vorbereitenden Kolloquiums aus dem Jahre 1994 wieder. Bei diesem ging es vornehmlich um neue Erkenntnisse zur Biographie Theodor von Schöns, außerdem auch, wie bereits gesagt, um die Rezeptionsgeschichte – neben dem Herausgeber steuert A. v. Brünneck einen Beitrag über die bildlichen Darstellungen Schöns bei – sowie um die Probleme der Edition, die von H.-G. Roloff mehr allgemein und von E.-B. Körber und E. Kröger an konkreten Fallbeispielen erörtert werden. Die biographische Annäherung an Schön vollzieht sich in drei Etappen: E. Kröger, U. Fuhrich-Gruber und K. Gudladt analysieren die akademisch-politische Sozialisation des jungen Schön, also seinen Bildungsweg, seine gut dokumentierte Bildungsreise durch Nordwesteuropa und seine Beziehungen zur Freimaurerei, deren Bedeutung von Gudladt allerdings eher niedrig angesetzt wird. Im zweiten Abschnitt gehen W. Arnold, B. Vogel, B. Jähnig und U. Dräger Schöns Rolle unter den Reformern bzw. seine Vorstellungen von den Reformen nach. Weitere Beiträge behandeln schließlich Schöns Wirken als Oberpräsident: E.-B. Körber wirft einen Blick auf seine Schulpolitik, R. Strecke thematisiert die durchaus engen Verbindungen zwischen Schön und der preußischen Seehandlung bzw. deren Präsidenten Christian Rother. Mit einem bemerkenswerten und recht weit ausholenden Beitrag überprüft W. Neugebauer anhand der Anfänge des preußischen Provinziallandtages „kritisch“ die Bedeutung Schöns für die östlichste Provinz Preußens. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Schön zwar mit seinem „Prinzip der Sicherung der alten Familien“ (133) von Anfang über ein gutes Verhältnis zu den Ständen verfügte, aber später wenig Interesse zeigte, die politische Stellung des Provinziallandtages aufzuwerten oder gar auszubauen. Während für Neugebauer Schön der Prototyp eines „bürokratischen Liberalen“ (139) ist, der nach 1840 allerdings gewisse Züge einer Altersradikalität annahm, sieht Arnold ihn dagegen als den „Repräsentanten der liberalen Tradition Ostpreußens“ mit enger geistiger Verwandtschaft zur charakteristischen „Haltung des Bürgertums im 19. Jahrhundert“ (73). Die Probleme, die politische Haltung Schöns einigermaßen klar zu definieren, werden auch daran deutlich, daß B. Vogel bei ihrer Analyse seiner wirtschaftspolitischen Konzeption ihn in die Nähe des „Gutsbesitzerliberalismus“ rückt (vgl. 85), dessen Existenz vom Herausgeber einleitend in Frage gestellt wird (vgl. 14f.). Hier zeigt sich eindeutig, welchen Aufschluß man von der geplanten Edition nicht nur in Bezug auf die leider nach wie vor eher nachrangig behandelte Geschichte des Liberalismus in Preußen – womit sowohl die Gesamtmonarchie als auch die Provinz gemeint ist – erwarten darf. Dies trifft natürlich auch auf die Ausstrahlung der Universität Königsberg, auf das Innenleben der preußischen Reformen sowie – last but not least – auf die ostpreußische Regionalgeschichte zu. Wenn die Edition das einlöst, was dieser Werkstattbericht verspricht, dann wird sie sicherlich zu einem Meilenstein in der Preußen-Forschung werden. Dann wird man endlich auch mehr Klarheit über „diesen schwierigen und sperrigen, impulsiven und selbstbewußten Staatsmann“ – so der Herausgeber (28) – und seine Rolle in der jüngeren preußischen Geschichte haben.

Jürgen Frölich

Grzegorz Jasiński (Hrsg. u. Bearb.): *Martin Gerss, O Napoleonie, nieszczęśliwej wojnie, dziejach europejskich i pruskich* [Martin Gerss, Über Napoleon, den unglücklichen Krieg, die europäische und preußische Geschichte] (Rozprawy i materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 162). Olsztyn 1997, 244 S.

Einleitend weist J. auf die große Bedeutung der Hauskalender für die Erforschung des historischen Bewußtseins der Masuren hin, dessen Entstehung bisher nur in Grundzügen bekannt ist. Dagegen war das Pressewesen im südlichen Ostpreußen schwächer entwickelt, so daß die Kalender häufig zur Übermittlung von Informationen dienten. Großen Anteil an dieser Entwicklung hatte der aus Kowalken stammende Martin Gerss, der sich für die Verbreitung der deutschen Sprache in Elementarschulen einsetzte, um die Erziehung der masurisch sprechenden Bevölkerung zum preußischen Staatsgedanken zu fördern. Ein gleichzeitiges Anliegen von Gerss war die Hebung des Niveaus des Masurischen, um ein Eigenbewußtsein dieser Nationalität unter Betonung der evangelischen Konfession herauszubilden und sie vom Polentum abzugrenzen. Ein Problem für den Bearbeiter ist die Unterscheidung der Begriffe „Germanisierung“ und „Assimilierung“. Beide erscheinen ihm weitgehend austauschbar, vor allem wenn er von dem „Prozeß der zwangsweisen Assimilierung“ spricht. Es erübrigt sich, vom besonderen Einfluß von Gerss auf die ländliche Bevölkerung zu sprechen, weil es zu seiner Zeit – d.h. in der Mitte und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – keine größeren städtischen Siedlungen in Masuren gab. Diskussionsbedürftig ist die These, seine Ansichten über die engen Bindungen an Staat, Monarchie und Dynastie seien für die preußische Intelligenz, auch die masurischer Herkunft, nicht typisch gewesen. Zumindest läßt sich nach 1850 und noch mehr nach 1860 ein Erstarken konservativer Staatsgesinnung in den Kreisen der Intelligenz feststellen, deren Eckpfeiler Thron und Altar waren. Daß Martin Gerss den Aufstieg Preußens mit den von den Hohenzollern erreichten Erfolgen verband und in Friedrich dem Großen den eigentlichen Schöpfer der preußischen Macht sah, ist nicht für einen eng mit Masuren verbundenen Literaten typisch, sondern bestimmt wie kaum ein zweiter Aspekt das deutsche und preußische Geschichtsbild jener Zeit.

Auch in der Behandlung der napoleonischen Kriege und Fremdherrschaft folgt Gerss einem allgemeinen Interesse der Gesellschaft an diesen die deutsche Nation – wenn auch nur kurzfristig – einigenden Ereignissen. Daß er vieles aus preußischer Sicht darstellt und unter der führenden Rolle des Hohenzollernstaats in Deutschland analysiert, läßt ihn als Anhänger der kleindeutschen Lösung und des auf ihr beruhenden Bismarckreiches erscheinen.

Der eigentliche Wert des hier angezeigten Buches liegt in der Edition dreier die napoleonische Zeit betreffenden Geschichten aus der Feder von Martin Gerss, die er nach 1870 in dem von ihm herausgegebenen „Königlich preußischen evangelischen Kalender“ veröffentlichte. Der Herausgeber hat bisweilen Passagen, die sich nicht auf Ostpreußen beziehen, weggelassen, was zu Mißverständnissen und Fehlinterpretationen beim Leser führen kann. Positiv ist dagegen die weitgehende Bewahrung der ursprünglichen sprachlichen Form unter Beibehaltung masurischer Elemente. Damit soll der Meinung von Gerss, seine Muttersprache sei polnisch, wenn auch masurisch, entsprochen werden.

Hinzuweisen ist auf die Kommentierung des Textes, die sich an die Bedürfnisse des polnischen Lesers richtet. So werden die Ortsnamen in polnischer Form angegeben und masurische Worte durch entsprechende polnische erklärt. Manche Begriffe wie Landwehr, Kontinentalsperre, Kriegs- und Domänenkammer werden ungenau definiert. Bei den Personennamen hätte man sich kurze Angaben zum Lebenslauf gewünscht, um ein ständiges Blättern im Register zu vermeiden.

Insgesamt erweitert jedoch die vorliegende Edition unsere Kenntnisse über das komplizierte Problem der masurischen Identität, das im Kontext vielschichtiger Faktoren (Sprache, Konfession, Wirtschaft, Gesellschaft u.a.) betrachtet werden muß.

Stefan Hartmann

Heide Gerstenberger, Ulrich Welke: *Vom Wind zum Dampf. Sozialgeschichte der deutschen Handelsschifffahrt im Zeitalter der Industrialisierung*. Münster, Verlag Westfälisches Dampfboot 1996, 324 S., DM 98, –.

Für Freunde der romantischen Segelschifffahrt ist dieses Buch nicht gedacht. Vielmehr ist es das Anliegen der Verfasser, die alltägliche harte und zumindest auf den Segelschiffen auch gefährvolle Arbeit der Mannschaft, ihre Lebensverhältnisse an Bord und an Land, Ausbildungsgänge im Wandel der Zeit, Lohnverhältnisse usw. dem Leser nahe zu bringen. Eingebettet ist dieses Hauptthema in eine umfassende Darstellung der deutschen Handelsschifffahrt, deren Entwicklung vom auf eigene Rechnung fahrenden Schiffer zum Reedereibetrieb und die zunehmende Einflußnahme des Staates auf Beschäftigungsverhältnisse und Sicherheitsvorschriften. Darüberhinaus wird auch ein Stück Technikgeschichte geboten sowohl im Hinblick auf die Vervollkommnung der Segelschiffe wie auch bei der durchaus mit Schwierigkeiten verbundenen Einführung der ersten Dampfschiffe und deren Weiterentwicklung. Die Liebhaber von Segelschiffen kommen dabei letztlich doch noch zu ihrem Recht, wenn z.B. Aufbau und Gebrauch der Takelage sowie die nicht immer einfache Schiffsführung mit Sachkenntnis erklärt werden. Der flüssig geschriebene Text wird immer wieder ergänzt durch wörtlich aus Akten und Büchern übernommene Situationsberichte, die ihm zusätzliche Lebendigkeit verleihen. Etwas abenteuerlich mutet allerdings die Behauptung an, daß Seekarten noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts für die deutsche Schifffahrt in Nord- und Ostsee „kaum von Bedeutung“ waren (S. 78). Arend W. Lang, Spezialist auf dem Gebiet des Seekartenwesens, hat in seiner Publikation „Seekarten der südlichen Nord- und Ostsee“ (Deutsches Hydrographisches Institut, Hamburg 1968) deren Entwicklung vom 16. bis ins 19. Jahrhundert ausführlich dargelegt. Die Karten wären seinerzeit kaum verlegt worden, wenn nicht auch Käufer vorhanden gewesen wären.

Für ihre Arbeit haben die Autoren Archive in Deutschland, England und Polen aufgesucht. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat verweist auf benutzte Archivalien und Literatur. Die im Anhang enthaltene und im Prinzip anzuerkennende Zusammenstellung der benutzten Archivbestände ist zumindest in bezug auf das Geheime Staatsarchiv in einigen Punkten zu korrigieren. So ist insbesondere zu bedauern, daß zwar der im Archiwum Państwowe in Stettin – übrigens hätte hier wie auch bei Danzig durchaus erläutert werden können, daß es sich um polnische Nachfolgeeinrichtungen der früheren preußischen Staatsarchive handelt; wie sonst hätten sie in den Besitz der benutzten Aktenbestände kommen sollen? – lagernde Aktenbestand der Preußischen Seehandlung eingesehen wurde, nicht jedoch der im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem befindliche Hauptteil der Aktenüberlieferung der Seehandlung, u.a. mit der Schifffahrtsabteilung; hier hätten die Autoren weiteres zahlreiches Material finden können über Anstellungsverhältnisse von Mannschaften, Reiseberichte von Schiffsführern und ihre Instruktionen, Ausrüstungsbelege, Journale usw., die die an anderer Stelle gewonnenen Erkenntnisse abgerundet, gelegentlich vielleicht auch modifiziert hätten. Ebenso wäre eine Einsichtnahme in den Nachlaß von Walther Vogel mit den Manuskripten der unveröffentlicht gebliebenen Bände 2 und 3 seiner „Geschichte der deutschen Seeschifffahrt“ und in weitere Materialsammlungen zur Seefahrt der Bearbeitung des Themas sicher dienlich gewesen. – Unzutreffend wird der Bestand 120 B dem Finanzministerium zugeordnet; dagegen ist in ihm ebenso wie in den richtig zitierten Beständen 120 BB und 120 C das Schriftgut des Ministeriums für Handel und Gewerbe überliefert. – Das preußische Ministerium des Innern führte lediglich zwischen 1830 und 1841 den Namen „Ministerium des Innern und der Polizei“ und dies nur deshalb, um den Unterschied zu dem parallel zu ihm bestehenden „Ministerium des Innern für die Gewerbeangelegenheiten“ zu verdeutlichen; man kann schwerlich diese Behördenbezeichnung aus den Jahren um 1835 für einen Aktenvorgang verwenden, der erst 1877 angelegt wurde. – Unter der Repositur 2.2.1 werden schließlich fälschlich zwei getrennte Aktenbestände „Königliches Zivilkabinett“ und „Geheimes Zivilkabinett“ aufgeführt; es handelt sich jedoch um ein und denselben Aktenbestand „Geheimes Zivilkabinett“.

Winfried Bliß

Walther Threede, Thora v. Bonin: *Johanniter im Spannungsfeld an Weichsel und Wartbe. Die wechselvolle Geschichte der Posen-Westpreussischen Genossenschaft des Johanniterordens*. Neuried, ars una Verlags-GmbH 1998, 230 S., 37 Abb.

Der nordostdeutsche Zweig des Johanniterordens, die Balley Brandenburg, schon im Mittelalter unter dem Patronat der Landesfürsten und seit dem 16. Jahrhundert evangelisch, bestand bis in die napoleonische Zeit. Ihre Wiederbelebung als adlige Gemeinschaft zur Krankenpflege durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1852 gehört angesichts ihrer breiten Akzeptanz im Adel der Monarchie sicher zu den produktiven Ideen des gekrönten Romantikers; die Geschichte ihrer Verwirklichung hat bisher praktisch nur die Mitglieder interessiert und ist als Forschungsthema noch zu entdecken. Das Vorliegen des anzuzeigenden Bandes über den Posenschen Zweig der Balley ist daher zu begrüßen, zumal die wechselvollen Schicksale der Genossenschaft in den politischen Turbulenzen unseres Jahrhunderts ein besonderes Interesse bieten. Kennzeichnend sind die wechselnden Bezeichnungen des Tätigkeitsgebiets: Provinz Posen, seit 1920 Republik Polen, seit 1940 Reichsgau Wartheland; der heutige Name im Buchtitel bezeichnet die tatsächliche Situation 1920–1945.

Die ersten drei Kapitel behandeln abrißartig die Geschichte des Johanniterordens insgesamt, der Balley Brandenburg und der Ordensniederlassungen im mittelalterlichen Polen. Das vierte Kapitel schildert die positive, durch Gründung einer Reihe von Krankenhäusern in kleinen Städten der Provinz gekennzeichnete Entwicklung im Kaiserreich, den Rückschlag durch die auf „Entdeutschung“ des Landes gerichtete Politik der Republik Polen, aber auch den Zusammenschluß mit den Johannitern aus den polnisch gewordenen Teilen Westpreußens nach 1920, schließlich die Situation im Dritten Reich seit 1939, die als eher negativ gezeichnet wird; einige Johanniter gehörten dem Widerstand an. Kapitel V für die Zeit nach 1945 stellt recht konkret die materiell wie rechtlich-politisch bedrängte Lage als vertriebene Organisation der frühen Nachkriegszeit und den Wiederbeginn caritativer Tätigkeit dar; seit den siebziger Jahren galt diese auch dem früheren Heimatgebiet. Kurzbiographien der Kommendatoren, die seit 1854 die Genossenschaft leiteten, und eine auf älteren Mitgliederverzeichnissen beruhende Namensliste im Anhang sind über das Thema des Buches hinaus als Hilfsmittel personen- und sozialgeschichtlicher Forschung wertvoll.

Ansonsten richtet sich das von einem inzwischen verstorbenen Ritterbruder der Genossenschaft und der Ehefrau des amtierenden Kommendators verfaßte Werk eher an die Johanniter selbst. Es macht formal keinen wissenschaftlichen Anspruch; Quellen- und Literaturnachweis beschränken sich auf gelegentliche Zitate. Die kleine Literaturliste am Schluß nennt die traditionellen Überblickswerke, immerhin auch einen polnischen Beitrag über die mittelalterlichen Johanniterkommenden des Posener Landes. Die Kapitel zur Geschichte der Genossenschaft beruhen hauptsächlich auf veröffentlichten Dokumenten und den Mitteilungsblättern der Balley; wichtige Schriftstücke sind wörtlich aufgenommen. Daß die Quellengrundlage vor allem für 1920 bis 1945, aber auch für die frühen Nachkriegsjahre sehr lückenhaft ist, wird offen ausgesprochen. Dementsprechend reproduziert das Buch im Wesentlichen das amtliche Selbstverständnis der Genossenschaft; die Partien zur NS-Zeit etwa sind in den mitgeteilten Tatsachen sicher verlässlich, in Stoffauswahl und Grundtendenz aber durchaus apologetisch. Auch übergreifende bevölkerungs- oder gesellschaftsgeschichtliche Fragen, etwa bezogen auf das Verhältnis von Deutschen und Polen in der alltäglichen caritativen Arbeit vor 1920, werden nicht gestellt, wären allerdings wohl aus den Quellen auch nicht beantwortbar.

Ernst Opgenoorth

Polen, Deutsche und Kaschuben. Alltag, Brauchtum und Volkskultur auf dem Gut Hochpaleschen in Westpreußen um 1900. Kassel, Brüder Grimm-Museum Kassel und Herder-Institut Marburg 1997.

Durch Zufall konnte das Marburger Herder-Institut Fotomaterial erwerben, das der Gutsbesitzer und vielseitige Regionalforscher Alexander Treichel (1837–1901) auf seinem Gut Hochpa-

leschken im Kreis Berent gegen Ende des 19. Jahrhunderts angefertigt hatte. Gemeinsam mit dem Brüder-Grimm-Museum, Kassel, stellte die Kunsthistorikerin am Herder-Institut, Dr. Hanna Nogossek, mit viel Passion und Einfühlungsvermögen die gleichnamige Ausstellung zusammen, die auf Wanderschaft ging. Die ausgestellten rd. 100 Fotos dokumentieren ungestellte Momentaufnahmen vom damaligen Alltagsleben auf einem Gutshof und die volkstümliche Kultur dieser Region. Obwohl Treichel Jura studiert hatte, widmete er sich auf seinem Gut seinen bewundernswert vielfältigen wissenschaftlichen Neigungen. Er forschte auf den Gebieten der Botanik und Zoologie, der Archäologie und Geschichte, der Anthropologie und der Volkskunde und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse.

Ein umfangreicher Katalog enthält die Abbildung der ausgestellten Fotos und geht auf die Person und den Forscher Treichel sowie die damaligen Zeitumstände ein. Außerdem war die Bevölkerung des westpreussischen Kreises Berent großteils kaschubisch, Nachfahren der Pommeranen. Auf diese vielfältigen Bezüge mit grundsätzlich bedeutsamen Beiträgen eingehend, greift der Katalog über den Rahmen eines üblichen Ausstellungskatalogs hinaus.

Treichel (übrigens in der Altpreußischen Biographie auf S. 740 erwähnt) wird von Hanna Nogossek, Bernhard Lauer und der polnischen Germanistin Lucyna Partyka (Bromberg) vorgestellt. Interessant, daß sich die polnische Volkskundeforschung seiner angenommen hat und ihn als bedeutsam einschätzt, weil Treichel in seiner Forschung zwar hauptsächlich deutschen Fragen nachging, sich aber auch kaschubischer Fragen annahm. – Die komplizierte Geschichte Westpreußens auf 6 1/2 Seiten treffend darzustellen, gelingt Georg Michels, Leipzig, bis auf wenige, aber wesentliche Details. Im Zusammenhang mit dem Erwerb Pommerellens durch den Deutschen Orden steht der nicht erwähnte Vertrag von Kalisch 1343. Als Motiv für den Erwerb des alten westlichen Deutsch-Ordenslandes („Okkupation“ [S. 11] ist die polnische Auslegung) sollte der Landzugang zu Ostpreußen und die Vereinigung beider Teile Preußens nicht übersehen werden. Der preußischen Regierung 1815 „durch die Zuordnung von Kulm und Michelau“ zu Westpreußen, gemeint ist das Kulmer Land, bereits eine bewußte Nationalitätenpolitik zu unterstellen, ist zu diesem Zeitpunkt unberechtigt. Die vom Vf. vermißte Eingliederung dieses einst zum Deutschordensstaat und zum Kgl. Preußen gehörenden Gebiets zur Provinz Posen ist historisch unbegründet.

Die Bevölkerungsverhältnisse in Westpreußen um 1900 behandelt Stefan Hartmann, Berlin. Er weist statistisch nach, daß die deutsche Bevölkerung hauptsächlich in den Städten, die polnische auf dem Lande ansässig war. Es gab Kreise, in denen unterschiedliche ethnische Mehrheiten bestanden. Insgesamt war der Anteil der deutschen Bevölkerung größer als der der polnischen und der kaschubischen zusammen. „Ein Großteil der polnischen und kaschubischen Bevölkerung war in den Gebieten konzentriert, die später infolge der Grenzziehung des Versailler Vertrags zum polnischen Korridor gehörten. Dennoch war auch ihr Anteil an der dortigen Bevölkerung nicht groß genug, um ohne große Ungerechtigkeiten gegenüber den Deutschen den Anschluß an den neuen polnischen Staat zu vollziehen.“ Um 1900 fanden sich trotz aller nationalen Gegensätze „Deutsche, Polen und Kaschuben Westpreußens eher zu einem Mit- als zu einem Gegeneinander zusammen.“

Mit den „Westpreussischen Gutsbesitzern ‚auf der Höhe‘ – Regionale Eliten Pommerellens im Umbruch“ befaßt sich Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau. Er schildert die Gutsbesitzer als die regionale Elite, von denen ein Drittel polnische Eigentümer waren, sowie die Besitz- und Einkommensverhältnisse. Die „obrigkeitliche Macht“ der Gutsbesitzer wird überzeichnet dargestellt, und die erwähnte Klage vereinzelter Gutsbesitzer über die Arbeitsmoral der Gutsarbeiter stellte angesichts des allgemein einvernehmlichen und fürsorglichen Verhältnisses der Gutsbesitzer die Ausnahme dar. Obwohl B. die mangelnde Fachliteratur beklagt, läßt er die Erlebnisliteratur und die Beiträge im Westpreußen-Jahrbuch außer acht.

Einen breiten Raum nehmen „Sprache und Literatur der Kaschuben“ (Ulrich Steltner, Jena) und „die materielle Kultur der Kaschuben“ (Jerzy Knyba, Berent) ein. Hier wird das Trenkelbuch zu einem Kaschubenbuch. Steltner stellt das Problem „Kaschubisch, [polnischer] Dialekt oder [eigenständige] Sprache“ anhand interessanter Details heraus. Außer auf Friedrich Lorentz und Ferdinand Neureiter bezieht er sich auf polnische Literatur. Die Forschung von Heinz Lin-

genberg scheint ihm unbekannt zu sein. Knyba schildert das auf weitgehend von der Natur bestimmte Alltagsleben, das kleingewerbliche Handwerk und die Kleidertracht. Unerwähnt bleibt das Verdienst der im Lettehaus Berlin ausgebildeten künstlerisch begabten Theodora Gulowski (1860–1951) um die Ausbildung, Ausbreitung und Pflege der mit Elementen der kaschubischen Volkskunst versehenen Web- und Handwerkskunst der kaschubischen Frauen. Allerdings nennt er überhaupt keine Namen. – Dem Katalog ist auch eine deutsch-polnische Ortsnamenkonkordanz beigelegt.

Somit gibt der Katalog mannigfaltigen Überblick über das Leben und die Forschertätigkeit Alexander Treichels sowie über den Alltag auf einem westpreußischen Gut, über Brauchtum und Volkskultur. Daneben wird vornehmlich die kaschubische Bevölkerung in der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts herausgestellt.

Hugo Rasmus

Bolesław Hajduk: *Gospodarka Gdańska w latach 1920–1945* [Die Wirtschaft Danzigs in den Jahren 1920–1945]. Instytut Historii Polskiej Akademii Nauk. Gdańsk 1998, 287 S., deutsche Zus.fass.

Die vorliegende Veröffentlichung will insofern eine Lücke schließen, als die Wirtschaft Danzigs während der Zeit als Freie Stadt und im Zweiten Weltkrieg bisher nur ungenügend behandelt worden ist. Auf Grundlage umfassender ungedruckter Quellen, u. a. aus dem Staatsarchiv Danzig, Warschauer Hauptarchiv Neuer Akten, Bundesarchiv und Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, gedruckter Quellen und Literatur kann H. den bisherigen Kenntnisstand erweitern, wobei viele Ergebnisse in Tabellenform dem Leser veranschaulicht werden. Die Gliederung in fünf Kapitel beruht auf chronologischen und sachlichen Aspekten, wobei das letzte die Wirtschaft Danzigs als Teil des Reichsgaus Danzig-Westpreußen beleuchtet. Während im ersten Kapitel die gesetzlichen Bedingungen für die Wirtschaftstätigkeit der Stadt in der Zwischenkriegszeit erörtert werden – hier wird auf die komplizierte rechtliche Situation Danzigs nach dem Versailler Vertrag und seinen Anschluß an die polnische Zollhoheit (11. 1. 1922) eingegangen –, charakterisiert der folgende Abschnitt die Finanzen und das Bankwesen der Freien Stadt. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß hinsichtlich der Kapitalstärke Aktiengesellschaften dominierten. Ein Beispiel dafür ist die Danziger Bank, von der etwa 60 Prozent der Aktien deutschen Kreditinstituten gehörten. An den neuerrichteten Danziger Banken war auch das Kapital von Bürgern der Freien Stadt, meistens Juden, Danziger Deutschen und Polen beteiligt. Die meisten polnischen Banken gab es im Jahre 1923. 1925 war mit ca. 22 Prozent ihr Anteil am Danziger Bankwesen am höchsten.

Daran schließen sich Bemerkungen über Danzigs Handel, Gewerbe und Handwerk an (Kapitel III). Der zunächst sichtbare Aufschwung wurde zu Beginn der dreißiger Jahre infolge der Konzentration des Warenaustausches mit dem Ausland in den Händen großer polnischer Handelszentralen und vor allem durch die konkurrierende Rolle von Gdingen, das allmählich den Umschlag Danzigs überflügelte, gebremst. Das vierte Kapitel analysiert Probleme des Danziger Hafens, der Schifffahrt und Fischerei. Besprochen werden u. a. die Organisation und Kompetenzen der Hafenkommision – sie bestand jeweils zur Hälfte aus Bevollmächtigten Danzigs und Polens –, die soziale Situation der Hafenarbeiter, die Wasser- und technischen Verhältnisse des Hafens, die Bedeutung der Speditions- und Maklerfirmen für die Schifffahrt, Art und Umfang der Ein- und Ausfuhr, die Entwicklung der Danziger Reederei – aufschlußreich ist der Hinweis, daß die Handelsflagge der Freien Stadt zu den billigeren in der Ostsee zählte – und die Fischerei als Wirtschaftsfaktor der Freien Stadt. Im letzten Kapitel stehen die durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und den Anschluß Danzigs an das Dritte Reich bedingten Veränderungen im politisch-wirtschaftlichen System der Stadt im Mittelpunkt. Unter dem Einfluß der Kriegswirtschaft wurde die Handelsfreiheit zunehmend eingeschränkt und die Zuteilung von Warenkontingenten für die Herstellungsbetriebe und von Versorgungskarten für die Bevölkerung reglementiert. Dennoch konnten Danzigs Reeder von der Ausschaltung polnischer, englischer und sonstiger

ausländischer Konkurrenten und der aus kriegswirtschaftlicher Sicht günstigen Lage der Stadt profitieren und in Verbindung mit deutschen Firmen ihre Position in der Ostseeschifffahrt verbessern. Diese Scheinblüte wurde indes Anfang 1945 durch den Zusammenbruch der deutschen Herrschaft beendet.

Das informative Buch läßt ein gewisses Ungleichgewicht in der Behandlung der Zwischenkriegszeit und der anschließenden Kriegsjahre erkennen. Es wäre zu wünschen, daß letztere in ihren Auswirkungen auf Danzig einmal umfassender beleuchtet würden, was allerdings entscheidend von den vorhandenen Quellen abhängt.

Stefan Hartmann

Dietmar Albrecht: *Wege nach Sarmatien – zehn Tage Preußenland. Orte, Texte, Zeichen*. Lüneburg, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk 1995, 317 S., 44 Abb., Übersichtskarten im Text.

Das Buch enthält Beschreibungen der vom Verf. in den letzten Jahren durchgeführten literarischen Wanderungen, sowohl konkreter Erkundungen vor Ort wie ausgedehnter Lektüre einschlägiger literarischer Werke. Seine Beobachtungen streifen von Westpreußen nach Ostpreußen, berücksichtigen hier besonders das Gebiet an der Memel, gehen dann nach Litauen hinüber bis Wilna und von dort wieder zurück nach Ostpreußen, nun in den südlichen Teil, nach Masuren vor allem. Es ist so eine besondere Art von Reiseführer entstanden, der durch die vom Verf. entworfenen Übersichtskarten bzw. Stadtpläne unter Berücksichtigung zahlreicher historischer und anderer Gedenkstätten auch ein ganz praktisches Hilfsmittel geworden ist. Sowohl in den Karten wie auch im Text werden die geographischen Bezeichnungen oft in allen, mindestens aber in mehreren Sprachen des Raumes verwendet. Gelegentlich gerät dem Verf. der Gebrauch der verschiedenen Ortsnamen sogar zu einem literarischen Stilmittel.

Zu diesen Gegenständen tritt dann die Anthologie von Auszügen aus den Werken derjenigen Dichter und Schriftsteller, die eine Beziehung zu den betreffenden Ländern und Orten haben. Hinzu kommen historische und landeskundliche Anmerkungen. Ein nicht unbedeutendes Anliegen des Verf.s scheinen zeitgeschichtliche Reflexionen zu sein, die nicht frei von dem Gegenstand nicht immer angemessenen Wertungen sind.

Der Titel des Buches weckt Assoziationen: „Sarmatien“ steht als Metapher für den einer breiten Leserschicht unbekanntes „Osten“, für ein geheimnis- und mythenumwobenes „Ost-Land“. Oder doch nur für das konkrete Litauen? Assoziationen ergeben sich in Richtung der „Sarmatischen Mädchen“ von Hartung (spielt in Lettland), des „Sarmatismus“ in der polnischen Geschichte oder eben der „Sarmatischen Zeit“ von Bobrowski, der in jeder Hinsicht die literarische Leitfigur und maßgebende Autorität des Verf.s verkörpert. Und „Preußenland“? Dieser Begriff steht einmal für die konkreten Landschaften Ost- und Westpreußen, wird dann aber auch in merkwürdiger Unschärfe benutzt, so daß man gelegentlich auch Litauen einbezogen finden kann. Ein weniger literarisch gestimmter Titel müßte lauten: Eine zehntägige literarische Wanderung durch Ost- und Westpreußen und durch Litauen.

Das Werk bietet eine Mischung aus literarischen Bezügen, geschichtlichen Erinnerungen und aktuellen Beobachtungen. Es bemüht sich, einen ganz anderen Zugang zu Kulturlandschaften des Ostens zu eröffnen, als es historisch-landeskundliche Studien und Darstellungen vermögen.

Bei aller Wertschätzung stellt sich die Frage, ob der Ansatz in der nötigen Form umgesetzt werden konnte. Wenige Beispiele müssen genügen. Verf. betont, daß die Landschaften, in denen er sich mit diesem Band bewegt, deren Menschen und deren Geschichte „vergessen“ waren. Man muß freilich fragen: Wer hatte sie vergessen? Sicher nicht die Menschen im „Westen“, die aus den betreffenden Ländern stammten (deutsche Heimatvertriebene, Umsiedler, politische Emigranten). Diese haben immer an ihre Heimat gedacht, über sie geredet, geschrieben, geforscht. Die einen förderten sie bescheiden aus politischen Gründen (nicht aus Überzeugung also!), die anderen verdächtigen sie des Revanchismus und antisowjetischer Umtriebe. Hier hätte man differenzieren müssen zwischen denen, die nie vergaßen, und denen, die vergaßen oder vergessen wollten oder das Vergessen politisch benötigten.

Manche Auswahl von Zitaten ist anfechtbar, prägt sie doch einseitig bestimmte Bilder, verhindert die Ausprägung anderer (etwa hinsichtlich Richard Dehmels Äußerungen über den Barock, S. 203). Vydunas ist zwar eine bemerkenswerte, wenn auch nicht unumstrittene Gestalt, ihn aber zum „geistigen Führer“ der preußischen Litauer zu machen (S. 121), ist historisch nicht zutreffend. Die preußisch-litauischen Lutheraner waren viel zu fromm, als daß sie sich von den theosophischen und heidnischen Spekulationen von Vydunas hätten ansprechen lassen.

Wichtig ist, daß der Verf. (S. 210f.) „die Entdeckung der jüdischen Welt des Ostens durch die deutschen, vor allem deutschjüdischen Intellektuellen [...] 1915 bis 1918, in der Etappe des Oberbefehlshabers Ost [d.i. Hindenburg, der aber unerwähnt bleibt!], [die] aus dem Gedächtnis geschwunden“ ist, würdigt. Struck, A. Zweig, Goslar, Eulenberg, Schmidt-Rottluff, Dehmel werden zurecht erwähnt. Zwei wichtige Namen nichtjüdischer Autoren fehlen aber: Könnte man bei enger Auslegung vielleicht noch auf den Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Paul Fechter (immerhin aus Elbing und mit Arbeiten über Wilna!) verzichten, ist das Fehlen des Schlesiers Victor Jungfer (1893–1964) sehr zu beklagen. Es gibt neben dem Schweizer Jos. Ehret keinen anderen aus dem deutschen Sprachraum, der in gleicher Weise Litauen, seine Menschen, seine Kultur, den Deutschen vermittelt hat! Das Fehlen beider ist auffällig.

Bedenklich, weil ins Reich der Illusion gehörend, sind einige zeitgeschichtliche Ansichten des Verf.s., so etwa, daß durch eine frühere Kapitulation Königsbergs eine menschlichere Behandlung der Zivilbevölkerung hätte erreicht werden können (S. 81). Bezeichnend für die Art der politischen Wertungen ist (S. 183) das Urteil darüber, daß der deutsche Verein „Edelweiß“ („Wolfskin-der“) an der Straße von Tilsit nach Taugoggen eine Gedenkmauer für 1945–1947 umgebrachte und verhungerte Einwohner Ostpreußens errichtet habe. Verf. mißbilligt, daß mit der Errichtung der Mauer zugleich die Gedenktafel eines sowjetischen Ehrenmals in der Nähe entfernt wurde. Grundsätzlich gilt, daß das Andenken an Gefallene gleich welcher Nation gewahrt werden muß; es befremdet allerdings, daß Verf. den möglichen Gründen, die ja auf der Hand liegen, keinen Gedanken widmet.

Abschließend ist festzustellen, daß das Buch als literarischer Reiseführer ins Preußenland und nach Litauen einen bemerkenswerten Zugang zu diesen alten Kulturlandschaften eröffnet und damit lebhaft begrüßt werden kann, daß die Art der Auswahl und die zeitgeschichtlichen Reflexionen aber Anlaß zu kritischen Einwänden geben.

Peter Wörster

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskriptensendungen sind zu richten an:
Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
 und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 38/2000

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Klaus Militzer, Anmerkungen zu einem neuen Werk über die Anfänge der Verwaltung in Preußen durch den Deutschen Orden, S. 1 – *Hans-Christof Kraus*, Josef Nadler (1884–1963) und Königsberg, S. 12 – Buchbesprechungen, S. 26.

Anmerkungen zu einem neuen Werk über die Anfänge der Verwaltung in Preußen durch den Deutschen Orden¹

Von Klaus Militzer

Jüngst ist ein Buch über die Anfänge der Verwaltung im Preußenland durch den Deutschen Orden erschienen. Die Thesen, die der Autor in dem Werk vertritt, dürften besonders für die Mitglieder der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung von Interesse sein. Daher soll auf sie hier näher eingegangen werden. Das Buch ist eine an der Universität Greifswald angefertigte Dissertation. Sie entstand in einer der Erforschung des Mittelalters und der Geschichte des Deutschen Ordens nicht immer günstigen Zeit, wie auch im Vorwort angedeutet ist. Das Ergebnis der an den Quellen selbst ausgerichteten Recherchen ist beachtlich. Vf. erhebt den hohen Anspruch, die Entwicklung der Verwaltung des Deutschen Ordens in Preußen und darüber hinaus in einem neuen Licht erscheinen lassen zu können. Er stützt sich auf bekannte und gedruckte Urkunden und Chroniken, deren Zahl sich leider nicht vermehren läßt, versucht jedoch den Quellen neue Erkenntnisse abzugewinnen. Wenn im folgenden einige kritische Anmerkungen gemacht werden, so soll damit keineswegs der Wert der Arbeit geschmälert werden. Die Auseinandersetzung mit den Thesen des Vf. lohnt sich vielmehr, weil er diskussionswürdige, von der sonstigen Forschungsmeinung vielfach abweichende Gedanken geäußert hat. Gerade weil er durch seine teilweise neuen Deutungen den Blick öffnet, bietet seine Sichtweise Angriffspunkte. Daher ist eine Stellungnahme erforderlich.

¹ Marc Löwener, Die Einrichtung von Verwaltungsstrukturen in Preußen durch den Deutschen Orden bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien 7), Wiesbaden 1998, Harrassowitz, 250 S.